Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Der Führer am Sonntag. 1933-1941
1939

11 (12.3.1939)

Visual Library

Der Führer am Sonntag

Sonntag, 12. März 1939

Folge 11 / Jahrgang 1939

Unsterbliches Heldentum

VON WALTER MICHEL

Es ist spät am Abend. Im Haus ist alles zur Ruhe gegangen. Tiefe Dunkelheit steht vor meinem Fenster. Im kleinen Vorgarten knarren die entlaubten Pappeln.

Ich sitze am Tisch, die Regimentsgeschichte vor mir aufgeschlagen, und wende langsam Blatt um Blatt: — Es starben den Heldentod fürs Vaterland 3931 Mann, Offiziere, Unteroffiziere und Mannschaften. — Daß es so viele sind, so viele von meinem Regiment ... In Rußland starben sie, in Frankreich, in Polen, in Galizien. — „Wir sanken hin für Deutschlands Glanz. Blüh' Deutschland uns als Totenkranz." — Walter Flex, herrlicher Soldat, der du deutsches Heldentum in diese beiden Sätze zu fassen wußtest.

An solchen Abenden wie heute, lasse ich müde vom Denken den Kopf in beide Hände sinken, schnalle in einem stillen Traum mir wieder den Tornister auf den Rücken, und stehe neben euch, ihr lieben Toten, — wie damals, da ihr noch lebtet und voller Freude wart. An einer Brustwehr stehen wir, in einer zerschossenen Scheune, in einem zerwühlten Graben. Wie jung ihr wart ... wie zuversichtlich ... wir stark ... wie trotzig, Kameraden — —

*

September 1914. Kl. Szabinen. Stolz wie ein Adler kreist ein deutscher Flieger über der zerstampften Erde. Deutlich ist das schwarze Kreuz auf der Unterseite der Tragflächen zu erkennen. Da — eine Rolle — ganz langsam pendelt sie zu Boden. Wo wird sie niederfallen? ... Bange Augen spähen. Wo wird sie ..." Man vergißt das Schießen. Die Meldung fällt zwischen deutsche und russische Gräben ins Niemandsland.

Was nun? ... Schlagartig, mit elementarer Gewalt, bricht feindliches Infanteriefeuer aus, speit Tod und Verderben. Der Russe will das Einholen der Meldung verhindern, selber will er sie haben. — „Wer geht sie holen? ... Wer?" Die Stimme des Hauptmanns klingt verschleiert. Und mitten im Satz zerbricht sie ganz.

Da schwingt sich einer aus dem Graben. Der Hoffmann ist es, der Musketier Friedrich Hoffmann. Er läuft — er springt— — fällt hin — springt auf. Uns bleibt der Atem stehen.

Wie lange läuft er? ... Ewigkeiten? ... Geschosse, wie ein Bienenschwarm so dicht, verfolgen ihn. Er bückt sich, packt die Rolle und läuft zurück.

„Hoffmann!" schreien wir, „Friedrich! ... Hier! ..." und reißen die Grabendeckung ein, um ihm den Rückweg zu erleichtern. Er winkt, hetzt mit gedücktem Rücken, schwingt die Rolle und lächelt sieghaft.

Nur noch zwei Meter, noch einen letzten Sprung. Da sackt er hin ... bäumt sich noch einmal auf, wirft mit zerfetzter Hand die Rolle in den Graben, und bricht dann tot zusammen.

Er war von meiner Kompanie — —

*

Juli 1915. Regnerisches Wetter hüllt die Landschaft in trostloses Grau. Vor uns Gut Krasnik, das genommen werden soll. Fünf Uhr abends. Ueber den polnischen Wäldern steht dunstig die scheidende Sonne. Drei lockere Schützenlinien pürschen sich lautlos vor. Vom Feind keine Spur. Ist er getürmt? ... Noch vierhundert — noch dreihundert Meter. — Dann bricht es drüben los. Sie haben uns wie Zangen in den Flanken gepackt. Das jault und winselt, gurgelt und zischt. Herrgott, sind wir am Ende?... Zwischen uns sitzt mähend der Tod.

„Munition!..." rufen sie vom linken Flügel. „Wir haben keine Munition!... Verschossen..."

„Aushalten!" schreit Offizierstellvertreter Bartels in das rauchqualmende Gejaule hinein. „Ich bringe Munition." Auf dem Bauch kriechend hetzt er nach hinten.

Eine Viertelstunde vergeht. Dann noch eine. Und wieder eine. Es ist sechs Uhr. Wir liegen mit gefletschten Zähnen, lassen die Hölle über uns ergehen. Nicht eine Patrone hat die Kompanie. Drüben macht sich der Russe zum Gegenstoß bereit.

Da schreien sie plötzlich: „Bartels!" — Wir wenden die Köpfe. Hat er den Satan im Leib?... Er sitzt auf einem Pferd, und rechts und links pendeln sechs Kisten. Dem Pferd hängen Schaumflocken vor dem Maul vom scharfen Galopp.

Die russischen Kolonnen stocken vor fassungslosem Staunen. Und ehe sie begreifen, sind Mann und Roß auf acht Meter heran. Dann aber knattert's, als drehe sich der ganze Krieg nur um den einen deutschen Mann. „Kameraden!..." ruft Bartels, preßt die blutenden Hände vor die zerfetzte Brust, „...Kameraden... nun habt Ihr Munition..." und sinkt nach hinten über.

Er war von meiner Kompanie — —

*

Galizien 1916. Mittags so gegen zwei Uhr treffen wir vor Halitz ein und werden auch gleich eingesetzt. Ein Bahndamm, ausgebaut wie ein Festungswerk, ist dem Russen zu entreißen. Gewehr im Arm, liegen wir versteckt in einer Bodensenke, warten auf den Angriffsbefehl. Deutsche Batterien hämmern den Bahndamm sturmreif.

Neben mir kauert Konrad Helwig. — „Gestern fiel mein Bruder Fritz", sagt er, „bei Tarnopol ... Vor sechs Wochen wurde er Leutnant ... und jetzt ..."

Ich drücke ihm die Hand.

Zwanzig Meter von uns entfernt steht ein Busch wilder Rosen. Unter der Wucht tiefliegender Geschosse schwanken die Blüten auf und nieder wie im Sturmwind.

„Hast Du früher einmal eine Wildrose beachtet? ..." sagt Helwig, und deutet nach jener Stelle hin. „Mit einem Knüppel hast Du sie zerschlagen. Und jetzt ..." — In die Hand nehmen möchtest Du sie ... jede einzelne Blüte, und streicheln ... weil soviel Liebe aufgewacht ist in Dir .. in diesen letzten Augenblicken vor dem Sturm."

„Es wird alles gut gehen", sagte ich, „unsere Batterien ... hörst Du, wie sie brüllen? ... Sie werden drüben alles zerstampfen ... Ein Spaziergang wird es sein."

„Es wird gut gehen ... ich aber werde heut' fallen."

„Fallen? ... Du redest im Fieber, Freund." Ich lache heiser auf. „Wir werden noch lange miteinander ..." das letzte Wort kann ich nicht beenden.

Da ist etwas in Helwigs Augen, was mir die Stimme zerschlägt. Gibt es Ahnungen? ... Mir ist zum Schreien. Einen Ausweg! — „Konrad", rufe ich, und dränge meinen Mund an sein Ohr, „Konrad, sage dem Hauptmann, daß gestern Dein Bruder Fritz fiel ... daß Dich Ahnungen quälen ... sage ihm alles. Ist er nicht der Vater unserer Kompanie?..."

Helwig schüttelt den Kopf. „Nein! ... Niemals! ..."

„So bleibe einfach liegen ... wenn es soweit ist. Kann man nicht einmal ... Im Grunde sind wir alles doch nur arme Menschen ...."

„Bist Du wahnsinnig?" schreit er, und ballt die Fäuste, „vollkommen irrsinnig? ... Ich soll ... während Ihr..." Tränen stehen in seinen Augen.

Zwanzig Minuten später, es ist vor einer russischen Brustwehr, sehe ich ihn fallen.

Er war von meiner Kompanie — —

*

Heldengedenktag ... langsamer schlägt der Pulsschlag der Zeit. — Es fielen von meinem Regiment 3931 Mann, Offiziere, Unteroffiziere und Mannschaften. —

Meine lieben Toten, liebe tote Kameraden, da sitze ich nun an meinem Tisch und sinne in mich hinein. Nie mehr glaubte ich hier zu sitzen nach all dem Leid. Ihr seid aus Euern Gräbern aufgestanden, steht im Kreis um mich herum und seht mich an. Ich erkenne Euch alle wieder, höre Eure Stimmen.

Was sagt Ihr? ... Ihr seid nicht gestorben? .... Seid nicht tot? ... Ja, ich weiß es. Und es ist wahr, Ihr lebt weiter in uns. Nicht ein einziger fiel von Euch umsonst. Denn neben jedem Soldaten, den die Kugel traf, schreitet ein schlagendes Menschenherz. Ein Menschenherz, das bereit ist zu vollbringen, wofür Ihr Euer Leben hingabt. —

Handgranatenangriff

Nach einer Lithographie von Elk Eber. Bavaria-Verlag, Gauting ü. München

SOLDATENBRIEF

VON HEINZ STEGUWEIT

Geliebte Mutter, daß ich schwieg,
Vergib es, denn Manöverkrieg
ist hartgesotten Männerspiel;
Mein Vater, der in Flandern fiel,
Weit härter seine Zeit bestand.
Vom Vater kommt das Vaterland.

Ach, liebe Mutter: Ich, dein Sohn,
Bin Fähnrich, trage Litzen schon;
Das ganze Regiment in Front
Es gestern mittag hören konnt':

Als ich beim Oderbruch selbdritt
Mit andern in die Schwemme ritt
Sechs Füchse und den Falben noch,
Zerbrach ein hölzern Brückenjoch.
Vom Ufer dröhnte Feldgeschrei,
Rings Gurgeln, Wiehern, Schlamm und Brei, —
Die Kameraden, die im Zaum
Sich festgeklemmt und ohne Raum
Erwürgt beinah vom scheuen Tier:
Ich faßte sie! — Bis selber mir
Das Wasser durch die Kehle schlug ...
— Genug, lieb Mütterlein, genug.
Gott Dank, bin wieder kerngesund,
Nicht einen ließ die Schlappe wund. —

Am Abend stand im Lazarett
Der Oberstleutnant selbst am Bett,
Indes mein Haar noch immer naß:
„Du bist ein Retter, weißt du das?"

Er setzte sich vertraut zu mir
Und fragte, Mutter gar nach Dir!
Ließ Trauben bringen, lobte mich,
Tat, selber Vater, väterlich. —

Ich sprach: „Die Mutter Witwe ist,
Mein Vater fiel als Infanterist;
Gerad half er seinem Korporal,
Der blutend lag im Scheldetal. —"

Geliebte Mutter, mir ward bang:
Der Oberstleutnant schwieg so lang —?
Stand auf, sprach diese Worte schwer:
„Darum, mein Junge? Ach — daher?"

— Ich war, als unser Vater fiel,
Ein kleines Kind, fern jedem Ziel.
Wie schade ...
Dem Vater hätt' ich's so gegönnt,
Daß er mich heute sehen könnt.
Doch wohnt er da, wo Sterne stehn:
Ach, Mutter —
Hat er mich gesehn —?

Parole: Das Reich

Das dichterische Buch als Dokument des Kampfes der österreichischen Nationalsozialisten

Der seelische Wert eines politischen Kampfabschnittes wird auch sichtbar an jenem Maß von Befruchtung, die er auf das echte künstlerische Schaffen bewirkt. Heute, ein Jahr nach den berauschend-glücklichen Tagen der Heimkehr Oesterreichs ins Reich, nach der Erfüllung jenes tausendjährigen Traumes, der im letzten Jahrhundert im Deutschtum der Donaumonarchie begann zum politischen Willen heranzureifen, können wir ohne Scheu und freien Blicks auf einige Bücher verweisen, die die Reinheit, den Idealismus, die Entschlossenheit und die unabdingbare Treue zu Führer und Reich des Kampfes jener letzten fünf härtesten Jahre in Oesterreich als leuchtenden Kristall in sich trugen. Ebenbürtig dem Kampf in ihrem Inhalt; reif und sicher in sich beruhend in der künstlerischen Gestaltungsform. Der gesunde Sinn des Lesers und vor allem der der illegalen Kämpfer selbst, hat Konjunkturenschrifttum, das sich rasch nach dem Umbruch breit machte, nicht beachtet und von sich gewiesen, so daß jene unzulänglichen und hurrapatriotischen Erzeugnisse einer dilettantischen oder kommerziellen Literatenküche heute längst vergessen sind.

Ueber diesen Kampf, den die Nationalsozialisten der Ostmark führten, der oft Phasen erreichte, die ihn aussichtlos scheinen ließen, stand auch in den niederdrückendsten Tagen, Wochen und Monaten als Kampfparole der uralte und ewigneue Sehnsuchtsbegriff des deutschen Volkes: Das Reich! Um diese auch nach außen sichtbare staatliche Einheit, in der der Ordnungswille eines ganzen Volkes Ausdruck finden sollte, ging hier in Oesterreich der Kampf, um die Niederringung der letzten entscheidenden Bastion der vereinigten Reichsfeinde. Wer müßte, erinnert er sich des Kampfes, nicht an den unerschrockenen Kämpfer und Sänger Franz Schlögel denken, der schon Monate vor dem Umbruch in seinem schmalen Band „Zwischen gestern und morgen" (Verlag Luser, Wien), dem Sehnen der unterdrückten Deutschen im damaligen Oesterreich beredten Ausdruck verlieh:

Wir folgen einem Großen ohne Zwang
und mit ihm dürfen wir ein Werk errichten,
das ragen soll in fernste Zeit hinein.

Und seinem Kampfgefährten rief er zu:
drum ist der Wille, der uns vorwärts treibt,
mehr nur als die Notwendigkeit zu siegen;
Ist Recht auf Kampf und Kampf um unser Recht!

„..... es stehen die sichtbar Tätigen für alle stillen und lauten Streiter jener Zeit der Bewährung und wachsenden Reife." Dieses Wort finden wir in dem kurzen Vorspruch zu Sepp Kellers Aufzeichnungen „Zwischen Nacht und Tag" (Verlag Eugen Diederichs Verlag, Jena). Diese Aufzeichnungen reichen vom Beginn bis zum Ende des Jahres 1934, des tragischsten Jahres im nationalsozialistischen Kampf um Oesterreich, jenes Jahres, während dem die Verzweiflung am tiefsten fraß, da ein Kampf verloren schien. Die stillen und lauten Kämpfer bewährten sich damals wahrhaftig, da sie trotz des tiefen Abgrundes, in den sie gestürzt waren, den Glauben an das Licht bewahrten. Keller, ein junger Mitstreiter aus den Julikämpfen in der Steiermark, macht mit seiner hintergründigen Dichtersprache Schicksale lebendig und nennt Namen — aber die Namen versinken wesenlos, groß besteht der Held: Der namenlose nationalsozialistische Kämpfer Oesterreichs.

Die Gemeinschaft, die durch diesen Kampf zusammengeschweißt wurde, tieferen Wurzeln verhaftet als es politische Ereignisse schlechthin hätten zuwege bringen können. Wäre hier nicht eine höhere, man darf sagen historische Bewußtheit in jedem einzelnen Kämpfer, wenn auch ohne Wissen im tiefsten Winkel des Herzens, lebendig gewesen, dann hätte dieser Kampf nicht in einem solchen Maße wie er es tatsächlich war, gemeinschaftlich wirken können. Diese Bewußtheit bestand darin, daß die wahre Mission, nämlich die deutsche Mission Oesterreichs, von den nationalsozialistischen Kämpfern repräsentiert wurde; die anderen redeten ja bloß davon und beschmutzen das Wort schon, wenn es über ihre Lippen kam mit dem Wissen der Verlogenheit. Wie sehr diese Gemeinschaft des dem Ideal einer Aufgabe verhafteten Kämpfertums war, beweist das Buch von Hanns Kißling „Das Tal im Dunkel" (Verlag Eher, München), dessen Held nach gelungener Flucht von jener unbekannten in ihm lebendigen Macht wieder zurückgezwungen wird zu den Kameraden in den Kampf.

Eines der zermürbendsten und entwürdigendsten Mittel zur Bekämpfung der Nationalsozialisten war die Einzelhaft, die nur dann erträglich war, wenn die Häftlinge sich irgendwie beschäftigen durften, was aber in den seltensten Fällen erlaubt war. Hier, in der an den Lebensnerv rührenden Einsamkeit, der öde dahintropfenden Stunden, sollten die Häftlinge gebrochen werden in ihrer kämpferischen Haltung. Aber gerade hier bewies sich die Ueberlegenheit der den Kämpfern innewohnenden Idee. Einer, der acht Monate in einer solchen Einzelhaft zubringen mußte, ein Frontoffizier der k. u. k. Armee, Bodo Kaltenboeck, hat aus diesem grausamen Erlebnis heraus sein dichterisch-politisches Werk „Das törichte Auge" (Verlag Adolf Luser, Wien) geschaffen. Ein außergewöhnliches Buch in seinen künstlerischen Mitteln, wie in seinem fein durchdachten und gefeilten Inhalt. Die entscheidende geistige und moralische Ueberlegenheit des Kämpfers gegenüber dem System der Unterdrückung findet in diesem Buche ihren einmaligen künstlerischen Niederschlag. Dieser Gefangene in dem Düster der einsamen Kerkerzelle wächst hinaus über sich selbst, empor zu einer idealen Größe, wenn er in seinen Selbstgesprächen sich Kraft eigener Werte und Machtvollkommenheit zum Richter über jenes System aufwirft. Er zitiert die Größen des Systems visionär in seine Zelle, um ihnen hohnvoll, satyrisch, bitter-ernst und doch immer voll distanzierender Würde ihnen ihre Sünden vorzuhalten und klarzumachen, wie sehr sie durch ihre Tat schmutzig und gemein würden. Bei der Lektüre wird es unwichtig, daß hier keine Handlung, sondern bloß die Eintönigkeit der Einzelhaft dargestellt wird, denn diese Eintönigkeit wird erfüllt vom Zukunftsglauben und vom sprühenden Geist eines seinem Volke ergebenen Menschen. Wie tief dieser Mensch aber denkt und fühlt, beweist die Tatsache, daß er sich nicht in seinem Richteramte verliert, sondern seine Gegner tief unter sich läßt und selbst eine gültige menschliche Größe erreicht, denn er spricht aus, was sich löst und Gültigkeit erlangt, wie jenen aus Tiefen leuchtenden Satz: „Gott ist, wo Liebe und Gerechtigkeit herrscht; Liebe für die Freunde gleichen Geistes und Gerechtigkeit für die Feinde!"

Rein und unantastbar gestaltet eine aus den namenlosen Reihen der Hitlerjugend im Gedicht das Erlebnis des Kampfes und der Wende: Ingeborg Teuffenbach, die Kärntnerin. Was ihre Lyrik uns so nahe bringt, ist der aus der Lauterkeit des Glaubens geschöpfte unliterarische Ton. Sie gehört zu den wenigen, die in ihrem Bande „Saat und Reife" das Erlebnis künstlerisch zu gestalten vermag und doch das Wort des täglichen Gebrauches unserer Zeit verwendet. Gerade dadurch erreicht sie eine starke Unmittelbarkeit und streift auch den letzten Rest von falschem Pathos und unechtem Wort ab. Sie kündet jene Sauberkeit, die vom Kampf hinüber in den Sieg genommen werden muß:

Es war allein der Glaube, der uns zwang,
aus unserer dumpfen Armut aufzustehen,
wir wollten nur das Werk gedeihen sehen
und strebten nicht nach Würden und nach Rang.

Die historische Schilderung eines politischen Kampfabschnittes zu dem noch so wenig Abstand gewonnen war, mußte einem Dichter vorbehalten bleiben, sollte sie der Bedeutung des Kampfes entsprechend sein. Der bekannte Essayist und Dichter Wladimir von Hartlieb hat in seinem großangelegten, auf die Quellen gestützten Werk „Parole: Das Reich" (Verlag Luser, Wien) ein umfassendes Bild vom Kampfe der österreichischen Nationalsozialisten von der Aufrichtung der Diktatur im März 1933 bis zu den Tagen der Vereinigung mit dem Reiche im März 1938 gegeben. Aus drei Wurzeln schöpft das Werk die Einmaligkeit seiner Darstellung: es gibt den Tatsachenablauf quellenmäßig wieder, diese Tatsachenschilderung ist in eine dichterisch durchblutete Sprache gefaßt und endlich durchpulst von der leidenschaftlichen Anteilnahme eines Kämpfers. Noch einmal werden alle jene erschütternden Abschnitte des unseligen Kampfes lebendig vor uns, jene aufreibende Wechselfolge von Hoffnung und Verzweiflung, jene Niedertracht der Reichsfeinde und jener beispiellose Heldenmut der unbeirrbaren Kämpfer. Die Notwendigkeit dieses Kampfes um des Reiches willen wird plastisch herausgestellt, denn hier in Oesterreich galt es die letzte Bastion der Reichsfeinde niederzuzwingen. In diesem Buche der historischen Tatsachen, die uns ein Dichter vermittelt, wird am stärksten und eindrucksvollsten jener Weg sichtbar, den wir gehen mußten bis „die Parole verwirklicht, für die das österreichische Volk stark und treu seinen fünfjährigen Heldenkampf gekämpft hatte: Die Parole: „Das Reich!"

Walter Pollak.

Ein Karlsruher über Sowjetrußland

Eine Veröffentlichung des heimischen Friedrich Gutsch-Verlages nimmt unser besonderes Interesse in Anspruch, weil ihr Autor in Karlsruhe lebt und wirkt. Unter dem Titel „Paradies der Irren" erzählt Alexander Doll die Schicksale eines jungen russischen Offiziers deutscher Herkunft in den Wirrnissen der bolschewistischen Revolution.

Der junge Offizier kommt nach Petersburg und findet die Hauptstadt im Chaos. Die alte Ordnung ging kampflos unter, kaum daß sich der Beamtenapparat des alten Kaiserreiches zum passiven Widerstand aufraffte. Die neuen Machthaber ersetzen die Ordnung durch den Terror und die Ausrottung der ehemals führenden und herrschenden Schichten. Kaum in der Hauptstadt, gerät der Offizier mit Bolschewisten zusammen, es fallen Schüsse, und verletzt kann er sich im letzten Augenblick in ein Haus retten, wo er sich im Fahrstuhlschacht verbirgt, bis ihn nach Vorübergehen der ersten Gefahr eine Professorfamilie freundlich aufnimmt. Während der einige Tage dauernden Heilung und Verletzung zeigt die jüngste Tochter der Familie gegenüber dem Verfolgten mehr als reines Mitleid.

Mit Hilfe dieser opferbereiten Familie gelingt es dem Offizier, sich zu Bekannten und von ihnen zu seinen in der Nähe der Hauptstadt wohnenden Eltern durchzuschlagen. Auch hier auf dem Lande die gleiche Auflösung. Die größten Tunichtgute sind die mächtigsten Kommissare geworden und rächen sich für ihnen früher erwiesene Großmut durch Schikanen und Beleidigungen. Bei einer durch eines dieser Subjekte plötzlich vorgenommenen Haussuchung wird der Offizier wegen unerlaubten Waffenbesitzes festgenommen, nach Petersburg gebracht und ins Gefängnis geworfen. Jäh schlägt sein Schicksalsweg wieder nach der anderen Seite, als er wenige Minuten vor einem verhängnisvollen Attentat, in dessen Folge alle Gefangenen niedergemacht werden, mit mehreren Kameraden als Instruktor in die Rote Armee eingegliedert wird.

Mit den Vollmachten seines hohen Amtes ausgestattet, kehrt er zunächst in die Heimat zurück und sorgt, daß es seinen Eltern wenigstens einigermaßen erträglich geht. Dann begibt er sich zu seinem Truppenteil, der gegen den weißrussischen General Judenitsch an der finnischen Grenze eingesetzt werden soll. Wieder greift ein glücklicher Zufall in sein Leben ein, als er seine Truppe verfehlt und auf dem Weg zu ihr von der Niedermetzelung der Instruktoren durch die meist jüdischen Kommissare erfährt. Er flieht aus der Armee nach Moskau, wo er sich in den Schutz eines bekannten Arztes begibt. Dieser besorgt ihm schließlich den Paß eines Armeniers, der zur Genesung Urlaub in seine Heimat erhalten hat. Mit diesem Paß ausgerüstet macht sich der Flüchtling auf den Weg zur weißrussischen südlichen Armee des Generals Denikin. Ein Zwischenfall hält ihn auf, aber schließlich gelingt es ihm doch, sich bei einem der Gefechte zwischen Weiß und Rot zu den weißen Truppen durchzuschlagen. Seine Legimation bringt er in Gestalt von sieben gefangenen Roten mit.

Mit frischem Mut nimmt er den Dienst auf. Harte Wochen folgen, bis die weißen Truppen Charkow einnehmen. Und im Augenblick dieses großen Glücks trifft den weißen Offizier ein furchtbarer Schlag: die Kunde von dem entsetzlichen Tod seiner Eltern durch die Hand der betrunkenen roten Soldateska und eines jüdischen Kommissars. Aus der abgrundtiefen Verzweiflung rüttelt ihn — seltsames Zusammentreffen — die junge Tochter jenes Petersburger Professors auf, dessen Familie ihm schon einmal freundliche Zuflucht war. Die beiden Menschen schließen sich jetzt eng aneinander. Alles scheint gut zu werden.

Aber da gelingt es Trotzki, den Vormarsch der Weißen zum Stocken zu bringen. Während sich vorn die weißen Truppen in heldenhaften Kämpfen verbluten, ergeht sich die Etappe in Völlerei und Leichtsinn und was sie nicht vernichtet, bringt unglaubliche Bürokratie endgültig zum Erliegen. In den schweren blutigen Rückzugsgefechten erhält der Offizier eine schwierige, ehrenvolle Aufgabe: die Vernichtung einer feindlichen Batterie mit Hilfe nur weniger Leute. Die Aufgabe gelingt, aber ein unversehens eingreifender roter Panzerzug gefährdet den Erfolg. Mit rücksichtslosem Einsatz des Lebens macht die kleine Truppe auch diesen Panzerzug unschädlich, aber eine Granate zerfetzt alle. Der einzig Ueberlebende ist der Offizier; in hoffnungslosem Zustand wird er geborgen. Und wieder ist es das Mädchen, das ihn aufopferungsvoll pflegt und schließlich auch über die Krise bringt. In Rostow heilt er ein hartnäckiges Nervenleiden — letztes Ueberbleibsel der schweren Verwundung — aus und übernimmt dann die Leitung eines Lazaretts.

Immer weiter zurück fluten die Truppen der weißen Armee. Rußlands Schicksal neigt sich seinem Ende zu. In Rostow geht es drunter und drüber. Ein Typhusanfall wirft den eben genesenen wieder aufs Krankenlager und als er erstmals nach langen Fieberstunden klar sieht, ist wieder sein Schutzengel, das Mädchen, bei ihm. Aber schließlich bricht auch über Rostow die rote Welle herein. Dem Mädchen gelingt es, den Geliebten sicher unterzubringen. Sie verhandelt mit einem einflußreichen Ausländer wegen falscher Pässe. Alles scheint gut zu gehen, man will sich zu bestimmter Zeit zur Flucht auf dem Bahnhof treffen. Ein dunkles Gefühl der Gefahr hält den Offizier zurück und so wird er Zeuge der Verhaftung seiner Braut; der „Ausländer" war ein roter Spitzel. Wieder wirft ihn ein furchtbarer Nervenanfall nieder. Als er erwacht, findet er sich in der Obhut desselben freundlichen Arztes, der ihm bereits zur Flucht aus Moskau verhalf. Noch einmal schlägt das Schicksal furchtbar zu, als der schwer Geprüfte mit eigenen Augen den Bericht von der Erschießung seiner Braut lesen muß. Dann trägt ihn ein Schiff über die Wogen des Schwarzen Meeres, fort vom „Paradies der Irren", hinüber zu seiner Urheimat, Deutschland.

Dieses ungewöhnliche Schicksal erzählt Alexander Doll spannend und geschickt, so daß es schwer ist, das Buch aus der Hand zu legen, bevor die letzte Seite, der letzte Buchstabe verschlungen ist. Mit Grauen folgt man der furchtbaren Härte dieses Lebensganges, liest man von dem Wahnsinn, der im roten Rußland zum Regierungssystem erhoben wurde, mit Bewunderung folgt man den spärlich ausgerüsteten, wenigen weißen Truppen auf ihren heldenhaften Zügen und freut sich darüber, daß sich dieser Mann, dessen Vorfahren ja schon lange in Rußland lebten, im Herzen doch als Deutscher von echtem Schrot und Korn erweist.

Paul Schröter.

Die Kugel des Kameraden

Der Jäger Peters ist langsam durch den Wald gegangen.

Auf halbem Wege bleibt er stehen und ist bei dem Verzweiflungsschrei, der die Stille des Waldes zerstückelt, plötzlich zusammengezuckt.

„Sani . . . sani . . . täterrrrr!"

Der Jäger Peters hat seinen Kameraden Hönemann gefunden. Mit der gräßlichsten aller Verwundungen. Das MG.-Geschoß ist ihm von hinten in den Darm gegangen.

Schwer, wie die Flanken eines erschöpften Tieres, jagt der Atem des Verwundeten durch die Lungen.

„Faß mich nicht an — Wasser, bitte", fleht er Peters an.

Dem Todwunden überläßt Peters die Feldflasche. Gierig trinkt Hönemann, ohne abzusetzen.

Peters Gedanken jagen sich: Wie krieg ich ihn lebend fort.

„Kamerad, wer bist du — ich kenn' dich nicht — ich verrecke hier langsam — warum muß ich mich so quälen — was hab' ich verbrochen. O, Gott — Kamerad, wo ist mein Gewehr — schieß' du mir doch eine Kugel durch den Kopf, damit ich endlich Ruhe habe — es ist nicht mehr zu ertragen, Kamerad — ich flehe dich an — gib mir eine Kugel — ich halte still . . .

„Ich hole gleich zwei Mann. Die tragen dich nach hinten — du bekommst eine Spritze", stößt Peters hastig heraus.

„Hast du Mitleid mit einem Tier, das sich langsam zu Tode quälen muß, oder wartest du, bis es verendet ist", flüstert Hönemann plötzlich und sieht den Kameraden mit schrecklichen Augen an.

„Ich habe keine Munition", sagte Peters leise und schlägt die Augen nieder.

„Lügner", brüllt da der Schwerverwundete, wirft sich auf die Seite und weint. Naß von Tränen und Schweiß ist das arme, gelbe, zergualte Gesicht.

Peters hat ihm den Stahlhelm abgenommen und das Koppel entfernt.

„Deine Pistole laß hier, Kamerad — deine Pistole", flüstert Hönemann, als Peters durch den Wald rennt, um die Sanitäter zu holen. Nein, sagt er leise zu sich, einen Kameraden kann ich nicht erschießen, obwohl? . . .

Es ist schon dämmerig geworden, als die Gruppe Blank ein Grab für den toten Kameraden schaufelt. Im Walde — dort, wo er gefallen — ruht nun der Jäger Hönemann — zwischen zwei französischen Flüssen. — — Anno 1918 an der Vesle. — —

So schreibt Tjark Herbert Ufen in seinem Buche: „Eine Jägerkompanie", 220 Seiten, Leinen 4.80 RM., Kart. 3.60 RM. Traditionsverlag Kolk & Co., Berlin, einem Buche, das hineinführt in die Schrecken des Weltkrieges. Es schildert die vier Jahre Frontzeit einer Jägerkompanie, die sowohl an der rumänischen wie an der französischen Front eingesetzt, dort mit dem letzten Blutstropfen die Heimat Deutschland verteidigt. Frontwahrheit gibt dies's Buch, keine dichterische Umbildung!

In seiner Wahrhaftigkeit hat der Autor die Namen und Charakteristiken seiner Kameraden, die die Handlung des Buches tragen, diesem vorangeschickt. Jeder einzelne ist mit seinem richtigen Namen genannt, er lebt noch oder hat gelebt, wenn die Kriegsfurie nicht sein Leben ausgelöscht hat.

Ufen ist bestimmt kein Schönredner. Ehrlich und soldatisch zwang er sein Erlebnis in Wort und Form der Front und ihrer Sprache und gibt uns heute, zwanzig Jahre später, ein Vermächtnis dieser Front, das nur von einem geschrieben werden konnte, dem sie nicht nur eine Episode, sondern tiefinnerstes Erlebnis gewesen ist.

So liegt der Wert dieses Kriegsbuches über dem Durchschnitt vieler anderer. Den Alten wird es Erinnerung, uns Heutigen aber heldisches Vermächtnis bedeuten derer, die den Sieg erkämpften, ihn aber nicht mehr schauen durften.

Hans-Georg Steinschen.

„Die Trommel schlug zum Streite"

Nie waren die Dichter so berufen, aus unmittelbarem Ergriffensein dem Volke die hinreißenden Lieder zu singen wie bei Ausbruch des Krieges. Später verschlossen sich die Lippen, und erzählen wollte manch einer noch nach Jahrzehnten nichts darüber. Aber die Kriegslyrik, die damals entstanden war, kam so einfach und ohne Umschweife aus der Begeisterung und aus der inneren Not der Herzen, daß wir eine Stimme darin hören, die nicht verloren gehen kann.

Wilhelm Westecker gibt jetzt im Verlag Albert Langen/Georg Müller eine Sammlung von Kriegsgedichten heraus: „Die Trommel schlug zum Streite". (160 Seiten, RM. 2.80.) Hier ist der Widerhall des gewaltigen Erlebens darum so stark, weil jedes Wort aus echter Erschütterung kommt, und viele der Gedichte klingen wie Volkslieder, ja, bei einem, das „Am Abend vor der Schlacht" heißt, ist als Verfasser nur ein Musketier vom Infanterie-Regiment 88 genannt. Doch sind neben unbekannten Dichtern auch die Verse von Rudolf G. Binding, Hans Carossa, Börries Freiherr von Münchhausen, und mit Recht ist der im Kriege gefallene Dichter Walter Flex mit elf Gedichten vertreten. Daneben sind die aus dem Arbeitertum kommenden Dichter Heinrich Lersch und Karl Bröger mit mehreren Gedichten da, weil sie dem, was not tat, wahrhaftigen Ausdruck gaben. Die meisten Gedichte sind im Wetterleuchten der Front entstanden, darum rührt uns ihr Ernst mit einer Gewalt an, wie sie die Zeit des großen deutschen Schicksals hatte. Der Herausgeber sagt im Geleitwort: „So sind auch diese Gedichte nicht nur stolze Erinnerung unseres Volkes an eine schicksalhafte Zeit, sondern auch ein unvergeßliches Zeichen beginnender Volkwerdung." Das Buch ist eine der schönsten Sammlungen von Kriegsgedichten, ein Vermächtnis dessen, was nach Josef Weinhebers Wort in der Seele des Volkes unvergänglich beschlossen ist.

Richard Gerlach.

Stolze und schöne Tage im Spiegel des Buches

Flieger, Funker, Kanoniere. Ein Buch für jeden flugbegeisterten Deutschen von Dr. Martin Rikli. Mit einem Vorwort von Generalfeldmarschall Hermann Göring. Schützen-Verlag, Berlin.

Als der Filmstreifen „Flieger, Funker, Kanoniere" über die Leinwand ging, war in vielen der Besucher der Lichtspieltheater der Wunsch wachgeworden, nach einem Werk, das die schönsten und packendsten Aufnahmen aus diesem spannenden Film über Deutschlands neue und starke Luftwaffe — die stärkste der Welt — uns zur stetigen Erbauung und Freude vermittelt. Dr. Martin Rikli hat diesem Wunsch Rechnung getragen. Das Werk, dem Generalfeldmarschall Hermann Göring ein Geleitwort mit auf den Weg gegeben hat, enthält namhafte Beiträge von ausgezeichneten Kennern unserer Fliegerei, die die wundervollen Aufnahmen, wie wir sie bereits in dem Film sahen, geschickt untermalen und erläutern. Die Tage des Zusammenbruches, in denen die Männer der siegreichen deutschen Kampfstaffeln des Weltkrieges von ihrer Waffe Abschied nehmen mußten und die ihnen ein unsinniges Diktat aus den Händen wandt, werden noch einmal vor unseren Augen lebendig. Deutschlands Jugend aber gab sich nicht geschlagen. In stiller, unermüdlicher Arbeit wurde am Neuaufbau gearbeitet, und wenn auch die große Masse unsere Segelflieger als verspielte Kinder belächelte, so wußten diese doch um die Stunde des Wiederaufstieges, für die sie unermüdlich arbeiteten. Seit vier Jahren dröhnen nun wieder ununterbrochen die deutschen Adler im ehemals ungeschützten Luftraum über der Heimat. Vier Jahre, die einem Ausbau dienten, wie er unerhörter noch nie in der Welt von keinem Volk vollbracht wurde. Wen will es da wundern, wenn alle heute voll Stolz hinaufblicken zum Himmel, an dem unsere Bombengeschwader, unsere Jagdflieger, unsere Sturzbomber und unsere Aufklärer ihre Bahnen ziehen? Weil wir alle zu diesem Aufbauwerk unser Scherflein beitrugen, sind wir stolz auf unsere jüngste Waffe und nehmen gerne das Buch zur Hand, das ihre Entstehung uns so anschaulich und lebendig nahebringt.

Alarm! Minengefahr! Willibald Keilhack gibt mit seinem Buch einen Einblick in das stille Heldentum der Vorposten-, Begleit- und Minensuchboote unserer Kriegsmarine. Mit einem Vorwort von Konteradmiral a. D. Koehler. Verlag C. Bertelsmann, Gütersloh.

Neben den ruhmreichen Taten unserer Kriegsmarine in den Schlachten am Skagerrak, bei Falkland, Coronel usw. haben Tausende und aber Tausende stiller deutscher Seehelden ihrer schweren Pflicht auf kleinen und kleinsten Schiffen genügt. Es sind die Männer der Vorposten-, Begleit- und Minensuchboote, die, von der Gefährlichkeit ihrer Unternehmungen überzeugt und den fast sicheren Tod vor Augen, sich in langen vier Jahren für die Sicherung der deutschen Gewässer in vorbildlichem Einsatz aufopferten. Ihnen war die schwere Aufgabe überantwortet, die Bahnen unserer stolzen Schlachtschiffe freizuhalten von dem im Wasser lauernden Tod. Mit einer Kühnheit sondergleichen haben die Männer auf den kleinen Booten, auf den „Schlickrutschern", wie sie der Matrosenwitz benannte, haben sie sich ihrer ungleich schweren Aufgabe unterzogen und unter Hintansetzung ihres eigenen Lebens für die Sicherheit der Kameraden Schlachten geschlagen gegen den Tod, der sich in jeder Welle versteckt hatte. Ihre Taten stehen im Schatten der heldenhaften Kämpfe der großen Seeschlachten. Keilhack hat ihren Kampf wider den Tod in dem schlicht und deshalb so überzeugend geschriebenen Buch der Vergessenheit entrissen. Er hat damit den vielen toten Helden auf den kleinsten Booten unserer Kriegsmarine ein Ehrenmal gesetzt. Es ist ein Abriß aus einem Geschehen, dem leuchtende Siege versagt blieben, uns allen aber den Beweis dafür erbringt, daß in Zeiten der Not immer wieder deutsche Männer da sind, denen ihr Vaterland alles, ihr eigenes Leben nichts bedeutet.

Das Ende einer Armee. Ein Hohelied vom Opfergang des Auslandsdeutschtums um seiner und des Reiches willen von Fritz Weber. Zentralverlag der NSDAP., Franz Eher Nachf., München.

Unter den Büchern über das gewaltige Ringen im Weltkrieg wird das Werk Fritz Webers, der als junger Offizier die Isonzo-Kämpfe miterlebte, eine besondere Stellung einnehmen. Wie kaum einer, hat er es in meisterhafter Weise verstanden, in seinem Buch einen Ueberblick zu geben über das große Drama, das sich im Süden des Reiches abspielte. In meisterhafter Art geschrieben, wird es zu einem der besten und großartigsten Gemälde von dem schweren Ringen an einer Front, die — von zweifelhaften Elementen durchsetzt — einen ungleich schweren Stand gegen den Gegner hatte. Wir erleben und werden Zeuge der genialen Kriegskunst deutscher Offiziere und Soldaten, deren Einsatz in der zwölften Isonzo-Schlacht den Ausschlag zu einem Sieg von unerhörtem Ausmaß gab. Erschütternd die Zeilen von der Unfähigkeit der maßgebenden Stellen, diesen grandiosen Sieg auszuwerten, erschütternd die Schilderung vom Zusammenbruch nach einem glänzenden und ruhmreichen Waffengang. Fritz Weber, der den Leser mitzureißen versteht, leuchtet hinein in das Dunkel, das am Ende von vier langen und opferreichen Jahren das Licht und die Begeisterung erstickte, dem in tausend Schlachten erprobten Frontsoldaten den Glauben an den Endsieg raubte. Inmitten eines Völkergemisches, wie es die österreichische Monarchie darstellte, stehen die vereinzelten deutschen Volksgruppen, die Deutschen, die das Schicksal hineingeboren hatte in eine Welt, die schon morsch war, ehe das große Ringen begann. Sie allein taten bis zur letzten Stunde ihre Pflicht. 1918 gab es für sie wie für ihre Brüder aus dem Reich keinen Dank des Vaterlandes. Wir aber, die wir mit tiefer innerer Ergriffenheit dieses Buch aus der Hand legen, wissen, daß derselbe Geist, der sie in jenen furchtbaren Jahren beseelte, in ihnen wachgeblieben war, bis sie mit der Heimkehr ins Reich endlich auch jenen Dank erhielten, den ihnen die Geschichte schuldig geblieben war.

Robert Baur.

Deutsche Wehr am Oberrhein

Von Oberst a. D. Erich Blankenhorn

Schon des öfteren haben wir auf die Bedeutung des Badischen Armeemuseums in Karlsruhe hingewiesen. Nicht besser kann ein Bild von dem Schicksal des Landes am Oberrhein gegeben werden, wie in den Räumen dieser großen Schau eines wehrhaften Volkes. Wenn wir am heutigen Tage der Helden gedenken, die opferbereit ihr Leben einsetzten für ihr Land, so können wir die Erinnerung an ihre Taten nicht besser wachrufen, als durch einen Gang durch das Armeemuseum, Von der Arbeit an der Entstehung dieses würdigen Denkmales soldatischer Tat am Oberrhein spricht in dem nachstehenden Beitrag der Mann, der in unermüdlicher Arbeit das Material gesammelt und zusammengetragen und aufgebaut hat.

Schwarzwälder Bauern zur Verteidigung ihres Landes gerüstet

Noch sind es erst wenige Jahre her, als sich das Interesse an deutscher Wehrgeschichte am Oberrhein in unserer badischen Heimat zu beleben begann. Heute dürfen wir zu unserer Freude feststellen, daß dieses Interesse zunehmend in unserem Volke wächst. Das Interesse daran, was sich hier im Laufe der Zeiten wehrgeschichtlich zugetragen hat — im Raum zwischen Schwarzwald und Vogesen — vom Bodensee zum Main —, wie das Volk hier zu seiner Wehr stand und wie es seine Wehr in und außer Landes führte. In Zeiten, in denen es wehrstark, aber auch in denen es wehrschwach war.

Seitdem reiht sich Stein an Stein wehrgeschichtlichen Geschehens. Und wird es einst erstellt sein, dieses Denkmal an Deutsche und ihre Wehr an Deutschlands Westgrenze und wird man nach dem Baumeister fragen, so wird die Antwort zu lauten haben:

Dieses Denkmal hat sich das deutsche Volk selbst erstellt! Deutsche, von materiellen Gütern gesegnet und solche, von materiellen Gütern nicht gesegnet, beide zu gleichen Teilen. Durch ein Viel oder ein Wenig. Letzteres nicht selten von hoher Bedeutung, geschichtlich gewertet.

Die Geschichte deutscher Wehr am Oberrhein ist reich an Beispielen nach der guten wie nach der schlechten Seite.

Was wäre geeigneter, lehrreiche Schlüsse für die Gegenwart zu ziehen, als aus der Geschichte eigener Vorfahren entnommen, deutlich und schnell faßbar vor Augen geführt? Die Darstellungsart in Karlsruhe ist bemüht darum.

Und wenn auch wehrschwache Jahre völkischen Tiefstandes offen zutage gelegt sind wir allen Grund haben, darüber unsere Augen zu Boden zu senken, geschieht es darum, um daraus zu lernen. Um so höher wachsen vor unseren Augen die Taten unserer Vorfahren aus den Jahren, in denen sie wehrstark waren, um so achtungsgebietender und nachahmenswerter.

Als wir vor fünf Jahren mit der Arbeit begannen, ein Armeemuseum aufzubauen, und dabei unsere Blicke wendeten nach großen Vorbildern, Berlin — München — Dresden, wurde uns sehr schnell klar, daß solcher Weg für uns unbeschreitbar war.

Das im Besitz des Landes befindliche Material zum Thema Wehr, soweit es die Geschichte der letzten zwei Jahrhunderte betrifft, war denkbar dürftig. Und was Einzelstücke betrifft von wehrgeschichtlichem Werk für uns, die sich in anderen Museen Deutschlands befinden, waren sie, obwohl an den Oberrhein gehörend, nicht erfaßbar und sind es heute noch nicht.

Die Aufgabe ließ sich also so nicht lösen.

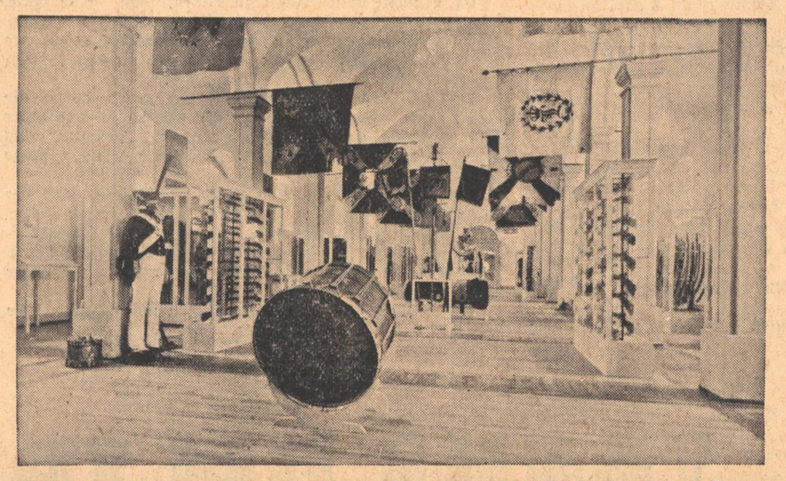
Ein Museum in der für uns bis dahin gewöhnten Art der Museen war nicht zu erstellen.

Eine Sammlung militärisch wertvoller Gegenstände, Serien alter Waffen, alter soldatischer Ausrüstungsstücke, soweit sie zur Geschichte des Oberrheins gehören, war nicht mehr zusammenzutragen.

So mußten andere Wege beschritten werden. Und ich möchte heute schon auf Grund unserer Erfahrungen sagen, nicht zum Nachteil der gelösten Aufgabe.

Wir reihten den Gegenstand an zweite Stelle und setzten dafür an erste das geschriebene Wort, das Bild, die Karte.

Mit diesen Dreien ineinandergefügt war es uns möglich, ein Bild des Wehrgeschehens im Zusammenhang zu geben. Dabei waren wir bemüht, leicht verständlich und zugleich anziehend für jedermann zu sein, für den alten wie den jungen, für den in der geistigen Aufnahme geschichtlicher Darstellung Bewanderten, ebenso wie für den, der im Alltag lieber die Axt schwingt als Buch und Feder zur Hand zu nehmen. Auf Grund von Belegen enthüllt sich heute für jeden das Zeitbild, so daß jeder Beschauer selbst Schlüsse ziehen kann, die der Erweiterung seines Wissens, wie dem Begehen seines Lebensweges dienlich sein können.



Blick in die erste Halle des Badischen Armeemuseums, Karlsruhe. Dieser Raum reicht von den Anfängen der oberrheinischen Geschichte bis zum Weltkrieg

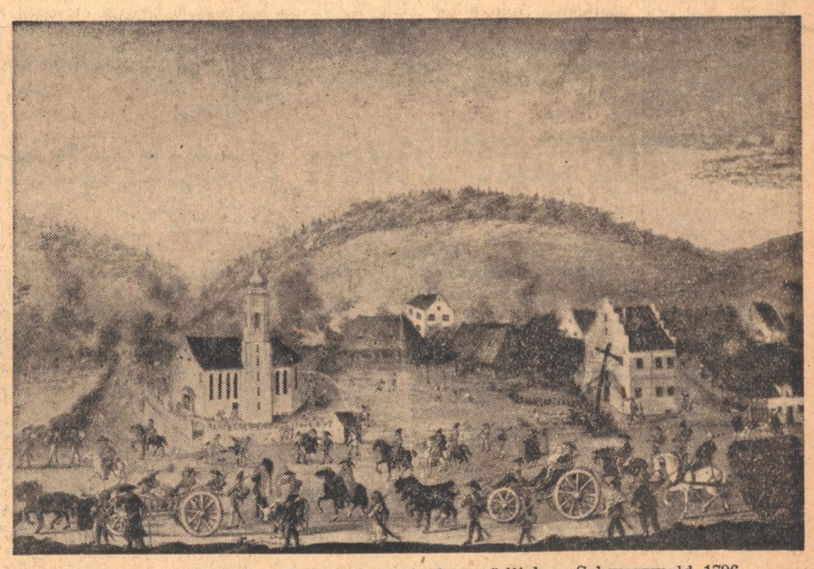
Wenn es uns bei dieser Art der Darstellung daneben gelang und noch gelingt, einen Gegenstand zu bekommen, ein militärisches Ausrüstungsstück — eine Waffe oder dergleichen, bildet dies für unser Denkmal eine willkommene Erweiterung des wehrgeschichtlichen Bildes.

Bis jetzt gibt es eine zusammenhängend dargestellte Geschichte deutscher Wehr am Oberrhein nicht. Da waren es nun zunächst die Bibliotheken und Archive von Land, Stadt und ehemaligen militärischen Formationen, in denen sich vieles fand, das unserer Arbeit nützlich war und ihr auch noch auf lange Zeit hin wird förderlich sein können. Doch wurde uns sehr bald klar, daß sich aus diesen Quellen allein das Wehrbild deutlich, anziehend und vor allem vollständig nicht darstellen läßt. Auch auf diesem Wege waren alle Lücken nicht zu schließen. Zum Teil darauf zurückzuführen, daß es Zeiten gab, in denen Erinnerungen an badische Wehr von außer Landes her systematisch vernichtet wurden! Eine betrübliche Tatsache, die zu dem von mir angedeuteten Kapitel gehört, Versenkung badischer Wehrgeschichte in das Dunkel ewiger Vergessenheit! So gingen wir jetzt jene Wege, die uns zu dem Ausspruch berechtigten: „das Volk hat sich dies Denkmal selbst gebaut."

Deutsche Familien waren es, in denen wir fanden, was wir suchten. Ihnen ist zum überwiegenden Teil zu danken, daß wir das Denkmal an deutsche Wehr am Oberrhein zu erstellen vermochten, wie es heute steht. Gar oft stand ich bei dieser Arbeit vor dem Letzten oder der Letzten des Stammes, zumeist hoch betagt, aber noch mit Kraft festhaltend das geschichtliche Erbe der Vorfahren. Festhaltend auch gegen alle Verführungen klingender Münze. Nach vielen, vielen Hunderten zählen heute Tagebücher, Bilder, Urkunden, Briefe und sonstige Erinnerungsstücke alter Soldaten, die uns so aus allen Teilen Deutschlands zuflossen. Gar oft kamen sie als Vermächtnis bereits geschlossener Augen. In solchen Fällen erfüllte es uns stets mit großer Genugtuung, daß für die Dahingegangenen dieser erst seit kurzem eröffnete Weg gerade noch vor Abschluß ihres Lebens gangbar war. Wieviel hohe wehrgeschichtliche Werte wären in alle Winde verweht, hätte unsere Gedächtnisstätte mit ihrem heute bereits inhaltsreichen Archiv nicht bestanden. Daß trotzdem zwei umfangreiche schriftliche Nachlässe von Generationen noch vor kurzem der Vernichtung anheim gefallen sind, ehe wir zufassen konnten, mußten wir zu unserem Leidwesen an Ort und Stelle erfahren, kurz nachdem uns der Tod ihres langjährigen Betreuers bekannt geworden war.

In der von mir geschilderten Art ist es uns nun geglückt, innerhalb von 2 Jahren 1½ Jahrhundert aus deutscher Wehrgeschichte am Oberrhein dem Beschauer vor Augen zu führen.

Napoleon in Spanien
Anfang November 1808 hatte Napoleon von Viktoria aus persönlich die Führung seines Heeres übernommen. Nachdem die Monate zuvor die Franzosen mehrere Niederlagen gegenüber Engländern und selbst Spaniern erlitten hatten, wollte er jetzt selbst vor der Welt zeigen, daß Widerstand gegen ihn unmöglich sei. Durch die Wucht von 200 000 Soldaten erzwang er sich in wenigen Wochen den Weg nach Madrid. Auch die Engländer zwang er zum Rückzug. Am 17. Januar 1809 verließ Napoleon auf immer Spanien.



Rückzug französischer Truppen durch den südlichen Schwarzwald 1796
Aufn.: Badisches Armeemuseum, Karlsruhe (6)

Von 1771 bis 1914, vom Jahr, in dem die damalige Markgrafschaft begann an Raum auf der rechten Rheinseite zu gewinnen, bis zum letzten Jahr vor dem Weltkrieg.

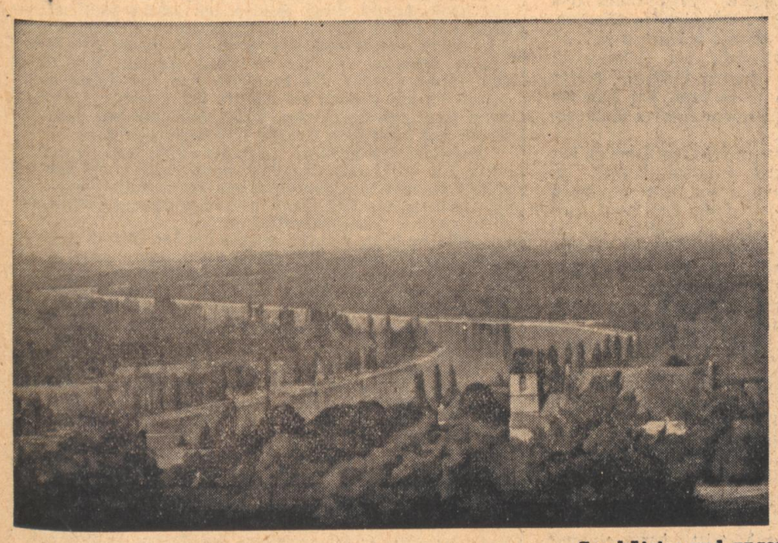
Unser Plan für die Fortsetzung unserer Arbeit war es, das bisher Dargestellte auf Grund der immer aufs neue zufließenden Gaben auszubauen und dem Bisherigen neu anzufügen das Jahrhundert, das zurückreicht bis zum Markgrafen Ludwig von Baden, den uns allen dem Namen nach bekannten Türkenlouis.

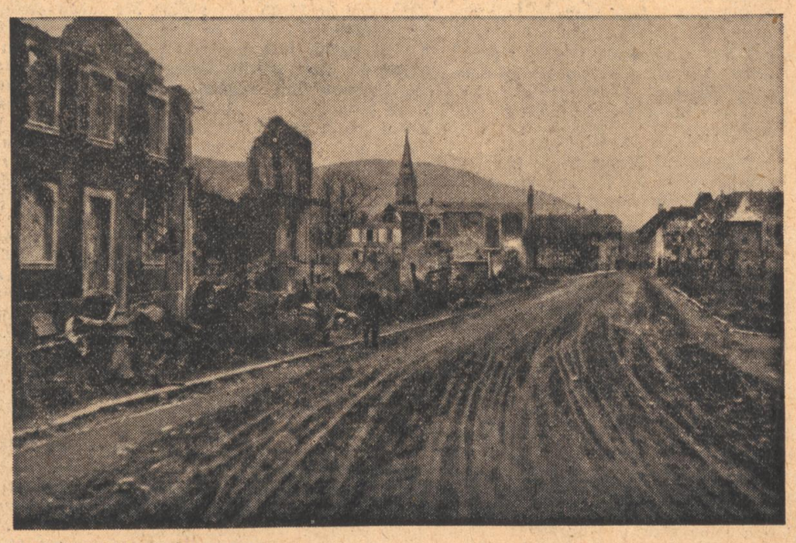
Dieser Plan mußte fallen bzw. auf spätere Zeiten verlegt werden.

Das Interesse eines erheblichen Teils der über alles Erwarten gestiegenen Zahl an Besuchern konnte in unserer Ausstellung mit einem Abschluß 1914 nicht voll befriedigt werden. Der Wunsch, im Rahmen der Karlsruher Gedenkstätte auch an den Weltkrieg erinnert zu werden, machte sich immer dringender fühlbar.

*

So reifte der Entschluß zur Tat, allen anderen vorgehabten Arbeiten voran jene für den Aufbau einer Gedenkstätte an die Jahre 1914—1918 zu stellen. Bis zum Anschluß dieses Jahres wird diese Arbeit, die sich unter den Augen der ständig hohen Besucherzahl von nah und fern vollzieht, im großen beendigt sein. Gleichzeitig wird eine Ehrenhalle von gewaltigem Ausmaß, die sich zur Zeit im Ausbau befindet und in der unsere Fahnen Aufnahme finden werden, das Werk krönen. —





Geschütztes und ungeschütztes Land am Oberrhein
Zwei Aufnahmen aus dem Badischen Armeemuseum, Karlsruhe

Leutnant Hollbrecht

Kriegserzählung von Alfred Hein

Drei Monate führte Leutnant Hollbrecht die Kompanie. Bei St. Maxie à Py kam er zu uns in den Graben. Der Kreidegraben der Champagne wurde sein Grab. Wir haben ihn nie vergessen können.

„Das muß schnurrpfen —" hören wir ihn wieder. „Das — muß — schnurrpfen — wie — wenn — —" Darauf folgte ein nur unter allen Kriegern, wie wir es waren, salonfähiger, aber treffender Vergleich. Und dann kommandierte seine hohe scharfe Stimme: „Das — Jewäh—rr — hübb!"

Auf keinen haben wir so viel geflucht, keinen haben wir so geliebt, wir von der siebenten Kompanie I. R. 511. Zehn Tage ließ er sich lieben, am elften Tage „polierte er uns aufs neu", wie er zu sagen pflegte. Dann grinste er grimmig aus seinem sonst seelenguten, blauäugigen, schmalen Gesicht, über dem ein emporschießender blonder Haarbusch Helm und Mütze trotzte. Im gleichen Kreislauf von zwölf Tagen: sechs Tage Graben, vier Tage Ruhe, ein Tag strammes Exerzieren — letzter Ruhetag mit kleinem Kompaniefest — lebte die siebente Kompanie unter Hollbrecht. Er hätte uns am elften Tage exerzieren lassen, und wenn dieser Tag der letzte des Krieges gewesen wäre. Der elfte Tag, der brachte für die „Siebente" Stunden, in denen man sich wieder auf die Front freute. Weil man da schlimmstenfalls „bloß" zu sterben hatte. Hollbrecht aber „schliff" wie zum Regimentsexerzieren in Garnison. Paradeschritt über Sturzäcker.

Sprung auf — marsch — marsch einen kahlen harten Kreidehügel hoch.

„Hinlegen!! He — Kaergel, zurück — der fährt ja seinen Bauch mit dem Fahrstuhl herunter, ehe er liegt! Noch — einmal — Kaergel — da drüben von der Pappel — Sprung auf — marsch — marsch!" Kaergel sprang auf. Sämtliche Zehen waren wund. Die Hände blutig geschrammt. Der Satan soll dich frikassieren, dachte er. Aber er lief. Schmiß sich hin, daß der Rücken fast eher am Boden war als der Bauch. Platt wie eine Wanze.

„Gut so", sagte Hollbrecht. Im nächsten Augenblick ließ er antreten und ausrichten. „Stillgestanden!"

Juli. Mittag. 33 Grad im Schatten. Die Sonne prasselt auf die Kreide. Eine Minute. Zwei. Einer schnauft seufzend auf. Hollbrecht läßt seinen Blick die Reihen entlang blitzen. Keiner schnauft mehr. Wir versteinern. Wir stehen still, als wenn dies das Wichtigste in unserm Leben wäre.

„Jewäh — rr — hübb!!" Gott sei Dank, etwas Neues. Der Gewehrgriff wird für uns zum Weltereignis.

Nun wieder still stehen. Schweiß rinnt langsam unterm Helm hervor. Ueber die Nase. Tropft in die glühende Kreide. Die Fußsohlen brennen.

Du Satan auf deinem Gaul — Hollbrecht — so reiß doch deine kreuzverdammte Schnauze auf und kommandiere — —

Die Minuten rinnen. Hollbrecht hält uns wie ein Tierbändiger scharf im Auge.

Endlich —: „Das Jewäh — rr —ab!"

Und dann nach einer Weile: „Rührt euch!" Keiner sieht Hollbrecht an. Alle stieren an ihm vorbei. Immer hoffen wir, diesmal würde er es nicht so toll treiben. Aber stets pumpt er unbarmherzig die letzten Kräfte aus uns.

„Stillgestanden!" Er springt vom Pferde.

„Hinlegen!" Er schmeißt sich neben uns.

„Kriechen!" Wir kriechen. Hollbrecht voran. Ueber Steine. Durch Ackerfurchen kreuz und quer. Durch Schlamm und Abwässergräben.

„Karl, lauf vor — spuck ihm vor die Nase —" flüstert einer.

„Der kriecht durch —"

Brennesseln. Die Sonne frißt sich durch den Tornister in den Buckel. Der Stahlhelm glüht.

„Seitengewehr aufpflanzen!" In der Hitze wird er jetzt einen Sturmangriff markieren? „Ziel — da drüben das Wäldchen!"

„Das sind ja 800 Meter —" denkt einer.

„Daß mir keiner der Letzte ist —" sagt Hollbrecht unerbittlich. „Wer sich schont, macht's gleich nochmal —"

„Sprung au — au — ff — —!" Alle Herzen klopften wild vor Wut, der Schweiß ergoß sich über der Stirn. „Marsch — marsch —!" Hollbrecht sprang voran. Wir nach. „Feste — feste — durch den Gips —" lacht er. Das Wäldchen kommt wirklich näher. Aber ich kann nicht mehr.

Doch Hollbrecht läuft noch.

„Du Schweißsack, wenn du glaubst, du kannst uns was vormachen — und wenn die Beine allein weiterlaufen — los!"

Das Wäldchen wird größer. Es lockt mit der Macht des Paradieses. Doch — da kommt ja ein Bach — der Boden wird sumpfig — Klumpen hängen an den Stiefeln — —

„Nicht schonen, Herrschaften — Stiefel stecken lassen — aber weiter!"

Wahrhaftig — wir spritzen durch den Bach. Drüben Brombeersträucher. Durch. Und endlich — wachsen die Bäume vor uns steil empor. Schatten fällt über die heranschnaufende Kompanie. Die Ersten sind ran. Nur nicht der Letzte sein! Wie wild stürzen alle mit letzter Kraft vor. Und umarmen im nächsten Augenblick die Birken des Wäldchens.

„Stillgestanden!" Mit keuchenden Lungen reckt sich jeder nochmals auf.

„Wegtreten — fünf Minuten —" Keiner spricht. Alle hocken und lehnen irgendwo, irgendwie. Aber langsam steigt der Stolz des Siegesgefühls in die Höhe: wir haben es wirklich geschafft. Er hat uns wieder hochgepeitscht.

„Fehlt wem was?" fragte Hollbrecht nach einer Weile. Da wußten wir, der Schliff war zu Ende. „Nein — Herr Leutnant —" brüllte die ganze Kompanie. Zerschunden Zerfetzt. Bedreckt! Selig.

„Na — dann los, Kinder! Antreten!"

„Das Jewäh — rr — hübb!" Manche trödelten. „Was ist das fürn Geklecker, ihr Säuglinge? Das muß schnurrrpfen! Runter mit den Knarren! Noch einmal — — — das Jewäh — rr — hübb!" Das saß wie Rotz.

„Gut!" Hollbrecht reckte sich. Er war stolz auf uns. „Mit Gruppen rechts schwenkt — marsch! — gradeee — auss!! Beine hoch — Herrschaften — So ist gut —"

Bald ließ er uns ohne Tritt marschieren. Und der rechte Flügelmann zählte das Lied an: — eins, zwei drei vier — —:

Ich hatt' einen Kameraden,
einen bessern findst du nit — —
— — — gloria, gloria, gloria Viktoria!

— — — — — — — — — — — — — — — —

Am letzten Ruhetag soff Hollbrecht beim Kompaniefest mit uns, bis der letzte Tropfen aus dem Faß raus war, das er gestiftet hatte. Im Graben vorn war er voll Güte — mütterlich weich fast. Ein leises Wort genügte, und wir gingen für ihn buchstäblich durchs Feuer. Er gab den Schwerverwundeten das Letzte: die wollene Decke, den letzten Kaffeeschluck, die letzte Zigarette. Er holte selbst manchen, der getroffen zwischen den Gräben nicht weiterkonnte, zurück.

Er brauchte keine Angst zu haben, daß seine Güte, seine unbegrenzte Hilfsbereitschaft die Disziplin untergrub. Wir wußten, wie hart er anpackte, wenn die Disziplin litt. Wir glaubten an ihn wie an den menschgewordenen Sieg über alle Hindernisse.

Am 12. September 1917 traf ihn gegen abend die Kugel eines französischen Scharfschützen, als er nach einer ihm zu lange ausbleibenden Patrouille Ausschau ins Niemandland hielt. Mitten in das gute, harte, stolze Herz.

Als der „elfte Tag" in Ruhe wiederkam, ließ der Feldwebel uns antreten. Wir exerzierten. Ihm zu Ehren. Doch als der Feldwebel kommandierte: „Das Gewehr — über!" da stieß uns alle ein Schluchzen tief in die Brust. „Hollbrecht — es will heute nicht schnurrrpfen —", sagte einer, und die Worte versiegten ihm.

Wir stellten die Gewehre zusammen und sprachen leise von ihm wie von einem Vater.

Im Märzen der Bauer die Rößlein einspannt;
er setzt seine Felder und Wiesen instand,
er pflüget den Boden, er egget und sät
und rührt seine Hände frühmorgens und spät.

Die Bäurin, die Mägde, sie dürfen nicht ruh'n:
sie haben im Haus und im Garten zu tun;
sie graben und rechen und singen ein Lied,
sie freu'n sich, wenn alles schön grünet und blüht.

So geht unter Arbeit das Frühjahr vorbei;
da erntet der Bauer das duftende Heu;
er mäht das Getreide, dann drischt er es aus:
im Winter da gibt es manch fröhlichen Schmaus.

Text und Zeichnung: Thiesbürger

TREUE UM TREUE

Ein Erlebnis / Von Fritz Kaiser-Ilmenau

Es war in den letzten Tagen des Weltkrieges. In Begleitung eines Kameraden wanderte ich von Juwigny nach Louppy in der sehr unbestimmten Hoffnung, hier das Feldpostamt noch zu erreichen, das ich von früher in Erinnerung hatte. Die Straßen dieser Gegend lagen schon unter zeitweiligem Feuer des Feindes, der in jenem Abschnitt dank des erhaltenen Nachschubes aus unverbrauchten amerikanischen Reserven, in Verbindung mit ungeheurer Materialunterstützung, seit Wochen beständig an Gelände gewonnen hatte. Dünn waren die Ketten der eigenen Truppe, die Körper der grauen Männer durch Jahre hindurch kampfzermartert und ausgemergelt, kaum noch gestützt im Rücken, eher bestürmt und niedergedrückt durch ungewisse Gerüchte von Zersetzung und Auflösung, Menschen gleichsam auf verlorenem Posten, die nichts mehr zu erwarten hatten und doch unter heldenmütiger zäher Verteidigung nur Schritt für Schritt aufgaben, was nicht mehr zu halten war. Jeder Tag veränderte so das Bild des Kampfabschnittes.

Zentnerschwer lastete dieser Eindruck auf unserem Herzen, die wir für unseren Gang einen schmalen Waldweg oberhalb der feuerbestrichenen Straße gewählt hatten. Auch jetzt krachten wieder die Granaten ins Gelände. Wir schätzten die Entfernungen der Einschläge nach dem Gehör, denn sehen konnten wir nichts inmitten der schlanken, hochragenden Stämme. Es wäre Frieden gewesen in diesem Wald ohne die furchtbaren Detonationen, die die Luft erzittern machten. Bunt hing das Laub in der Sonne des schönen Tages. Blätter segelten zu Boden, ihn wie mit einem heißfarbigen Teppich überdeckend. Glut und Schönheit des verstrichenen Sommers lebten noch einmal auf in dem leuchtenden Fanal des Herbstes, ein Leben, das langsam verblutete, bevor es in die Starrheit des Todes fiel.

Wir schritten meist schweigend dahin, manchmal im Sprung über gestürzte Bäume setzend. Niemand begegnete uns. Wir waren allein mit unseren Gedanken. Eine besinnliche Stunde, aus der wir heilige Kräfte schöpften, die das Auge heller und den Gang elastischer machten.

So kamen wir nach Louppy. Das Postamt war natürlich nicht mehr da. Der kleine Ort hatte sein sorgloses Etappengesicht verloren, wurde langsam Frontgebiet mit tiefernsten Zügen. Wir strichen durch ein paar Straßen und Gassen. Da plötzlich blieb der Kamerad stehen. An einem niederen Haus war ein Kastenwagen vorgefahren. Aus der Pforte traten vier Mann und trugen einen Toten.

„Komm, laß uns weitergehen," sagte ich zu dem Kameraden und wollte ihn mit mir fortziehen. Doch er stand wie angewurzelt, und nun erst sah ich sein verfärbtes Gesicht und wußte, daß für ihn der Tote nicht wie für mich ein fremder, unbekannter war, sondern daß hier eine engere Beziehung bestand.

Ich verharrte in stiller Anteilnahme, wartete, bis der Erschütterte von selbst die Zusammenhänge erklärte. Vorderhand war nur zu sehen, wie mächtig seine Brust arbeitete in tiefem Schmerz. Und dann kamen die Worte nur stockend, schleppten sich mühsam, als müßten sie unter ihrer eigenen Schwere zusammenbrechen.

„Wißt ihr, was es heißt," sagte er zu den Totenträgern und mir, „stundenlang im Feuer verwundet zwischen den Gräben liegen, hilflos, ohne jede Hoffnung, zurückgeschleppt zu werden, weil es aussichtslos erscheint, daß einer lebend davonkommt, und dann doch in letzter Stunde das Rettungswerk eines Todesmutigen an sich erfahren! — Dieser ist's, der sein Leben für mich in die Schanze schlug. Mein Leben hing damals nur noch an einem Faden, viele hatten mich bereits aufgegeben, er wagte das Aeußerste. So wurden wir Brüder. Trennte uns auch nachfolgendes wechselndes Geschick, im Innern blieben wir sie. Später nach der Rückkehr gedachte ich es ihm zu vergelten."

Hier schnürte der Schmerz dem Kameraden die Stimme ab.

„Vergiß trotz allem," gab ich ihm zu bedenken und legte ihm tröstend die Hand auf die Schulter, „die Gnade nicht, die dir mit dieser Begegnung Gelegenheit gibt, nun wenigstens an dem Toten gutzumachen, was er dir erwies. Es [illegible] r bleibt."

Er guckte mich groß an, als ob ihm eine schöne Erkenntnis mit meinen Worten gekommen wäre und eine Kraft und Stärke zugleich.

„Du hast recht," sagte er gefestigt zu mir, und seine Gestalt straffte sich unwillkürlich.

Die andern traten zurück und ließen uns zwei als erste hinter dem Toten gehen Einer von den vieren ging vorne, er führte das Pferd und wies zugleich den Weg.

Es war ein kleiner, schlichter Zug. Hart polterten die Räder durchs Dorf. Hinter den letzten Häusern, gedeckt von einem grünen Hügel, hielt das Gespann, schaufelten wir abwechselnd das Grab und legten den Toten hinein, umbettet mit buntem Laub Er war mir längst kein fremder mehr. In der Luft war das Brausen der Granaten und unweit die Salven der Einschläge, dieweil mein Kamerad das Gebet sprach und wir mit gesenkter Stirn und gefalteten Händen um die Grube standen.

Langsam und schonend fielen die ersten Schaufeln Erde über den friedsamen Schläfer, dann rascher, bis sich der Hügel türmte. Die ausgehobenen Rasenstücke kamen als Einfriedung um das Grab und oben darauf wieder der Herbst mit seinem Farbenschmuck.

„Wie starb er denn?" tauchte die im Wirbel der Gefühle und Eindrücke erst verschlagene Frage jetzt wieder auf, und der darauf antwortete, sagte es mit gesenkter Stimme und in die Weite gerichtetem Blick.

„Als Meldegänger erreichte ihn das tödliche Eisen hier im Ort, zeitig in der Frühe. Bleich lag der Reif auf den Gräsern."

Die vier Mann gingen. Wir blieben noch bei dem Grab, das bis zum Abend auch sein Kreuz bekam mit dem Stahlhelm des Toten oben darauf Unsere Stimmen flatterten wechselseitig über den Hügel. Des Lebens tiefster Sinn ging uns wieder einmal auf, wie immer, wenn wir frisch eins zur Ruhe gebettet hatten Der Tote wurde lebendig in den Erinnerungen meines Kameraden, als stünde er selbst mit an seinem Grab. Nicht kleinliches, wehmutvolles Geschiedensein, nein großes, ehernes Gefühl unlöslicher und unbegrenzter Verbundenheit beherrschte den Ausklang dieser schlichteten und schönsten aller erlebten Totenfeiern.

Ich hatt' einen Kameraden . . .

Von Heinrich Zerkaulen

Was bisher niemand fertiggebracht hatte bei der Bäuerin, das gelang dem Onkel Käpten: die Bäuerin gab die Erlaubnis, daß ihr Sohn Stefan in den Ferien mit nach Wilhelmshaven reisen durfte.

Und nun fuhren die beiden einen ganzen langen Tag hindurch vom Frankenwald bis hinab ans Meer. Der Zug brauste durch Deutschland hin, durch das stolze, schöne Reich.

In Wilhelmshaven aber lernte Stefan, der Sohn des Bauern aus dem Frankenwald, Klaus Wetjen kennen, den Sohn des ehemaligen Signalmeisters.

Klaus schien nicht entzückt zu sein von dem Besuch, den Onkel Käpten mitbrachte. Klaus tippte nur mit zwei Fingern an die Mütze, als Stefan ihm die Hand hinreichte. Was der Stefan denn hier in Wilhelmshaven wolle, kam zaghaft das Gespräch zwischen den beiden Jungen in Fluß.

„Nichts Besonders", meinte Stefan, „das Meer sehen."

„Das Meer sehen — Mensch!"

Klaus spuckte verächtlich aus. Das Meer lerne man nicht eher mit Augen sehen, als bis man einmal halb darin ersoffen sei, stellte er großschnauzig fest.

Klaus warf sich in die Brust, er würde es dem Fremdling schon beweisen: „Kennst du die Marine-Garnisonkirche?"

In Potsdam, da sänge bis auf den heutigen Tag das Glockenspiel Friedrichs des Großen „Ueb immer Treu und Redlichkeit" über die alte Stadt hin. In der Garnisonkirche zu Potsdam läge der große Tote unter den ruhmgekrönten Fahnen seiner alten Garderegimenter. In der Marine-Garnisonkirche zu Wilhelmshaven jedoch ruhe das unbesiegte Herz der unbesiegten deutschen Marine aus dem großen Kriege.

Fremd klangen die Worte und scheu zugleich aus dem Munde des Knaben Klaus. Stefan hörte sie, und sein Blick hing gebannt an dem des Kameraden. Erzähle, bettelte der Blick. Erzähle von den Helden, die ihr Leben ließen für des Reiches Ehre und deren Namen hier in goldener Schrift leuchteten vom weißen Marmor der Wände: die Helden von Coronel und den Falklandinseln, die von der Skagerrak-Schlacht, die von den 199 gesunkenen U-Booten, die von den Zeppelinen und die auch von der tapferen „Niobe".

Es war nicht mehr Klaus Weltjen, der so gerne groß tat. Aus einem anderen Klaus klang fordernd und unerbittlich der heimliche Mahnruf von 34 741 auf allen Meeren der Welt für Deutschland Gefallenen, der da lautete: „Wir mußten sterben, damit ihr leben könnt!"

Die beiden Knaben schritten hin unter den Modellen von Schiffen, Seeflugzeugen und Marineluftschiffen, die von der Decke dieser Kirche hängen. Sie fühlten, ohne daß es ihnen zum Bewußtsein kam, daß 34 741 Paar heller, freier Seemannsaugen sie anblickten — Augen, in denen kein Falsch war, vor denen kein Falsch Bestand hatte. Vom hohen Altar leuchtete das Bild auf, die feierliche See, schaumgekrönt, weithin, bis dahin, wo Himmel und Wasser eins werden.

Und langsam wandte sich Klaus dem anderen Bilde zu, das dem Altar gegenüber die Wand schmückt: hoch auf den wilden Kamm einer Woge gerissen, schien für den Bruchteil eines Augenblicks ein Rettungskutter zu halten. Der Fähnrich, die Hand vor dem Mützenschild, stand suchend aufgerichtet inmitten der Kuttermannschaft, die mit brechender Gewalt gegen die Wut des Sturmes ankommen wollte. Und in die Stille der Kirche hinein las Klaus, der Sohn des Signalmeisters, die Unterschrift jenes Bildes: „Ich hatt' einen Kameraden . . ."

Diese Stunde wurde die Stunde der Freundschaft und der Kameradschaft für die beiden Knaben, geschlossen für ein Leben.

HELDENGEDENKEN

Auf dem Ehrenfriedhof bei Heidelberg / Von Joachim Almstedt

Einer weiten, tiefen Lichtung gleicht der breite Weg, der zum Heldenfriedhof führt. Leicht ansteigend türmt sich über der Mitte des Weges der dämmernde Himmel; blaßgrüne Rasenstreifen beiderseits säumen ihn, daß das Ganze wie die Straße in die Unendlichkeit anmutet....

Mitten auf diesem Wege schreitet ein Jüngling mit festem Tritt; ernst und bedächtig nimmt er die Treppe, die ihn abwärts zu seinen toten Vätern führt; Stufe um Stufe...

Vor dem riesigen, mahnenden Findlingsblock verharrt er einige Augenblicke ehrfürchtigen Gedenkens.

Dann tritt er auf das steinerne Rondell, das das Gräberfeld schützend umfaßt, blickt mit großen Augen in die weite Landschaft. Wiesen, Felder und Fluß, Weg und Steg liegen vor seinen Füßen in der Ebene. Von fernher glitzern die Wasser des großen Stromes der Deutschen. Stolz und Freude erfüllen seine Brust: Für dieses Land leben und sterben. Das ist sein stiller Schwur.

Jetzt erst wendet er sich den Gräbern der Gefallenen zu; Schritt für Schritt zieht Grab an Grab der schlummernden Helden an ihm vorbei. Liebevolle und sorgende Hände haben die Erde, die die Toten deckt, mit Blumen des nahenden Frühlings geschmückt.

Auf jedem der steinernen Grabkreuze liest er den Namen des Toten. Gespannten Blickes jedoch sucht er immer die Zahl, die unter dem Namen steht: sie verrät das Alter des Gefallenen. Jünglinge und Männer liegen hier im Tode vereint beisammen. Alles stumme Zeugen des großen Krieges.

Doch während seiner Wanderung bleibt er wie getroffen stehen; eine Zahl fesselt seinen Blick. Schlicht und einfach steht da vom Steinmetz „17" eingehauen.

Blut steigt ihm vor Erregung in den Kopf: siebzehn Jahre, denkt er immerzu; fast ist er wie benommen „... so alt bin ja ich!" meint er für sich. — Er sinnt weiter; wie mag der wohl gefallen sein? Leise fragt er sich: „Wärest du auch bereit?" Doch gleich wird er sich seines Schwures von vorhin bewußt und hat die Antwort. —

Nun steht er am Ende der Gräberreihen; seine Augen schweifen über den Heldenhain. Leise raunt ihm die Totenstille vom großen Sterben. Millionen Kreuze bestätigen sie...

Blutigrot steht der Sonnenball über den fernen Bergen, hinter denen das Land liegt, auf dem die hier mit hunderttausenden Kameraden fielen.

Gleich einem dunklen Teppich, der mit hellichten Sternen bedeckt ist, breitet sich nun vor dem einsamen Jüngling wiederum das Land aus; das dumpfe Rollen, Pochen und Zischen des wogenden Lebens unterbrechen ab und zu das große Schweigen auf der Höhe.

Die Nacht zieht ihren undurchsichtigen Schleier über die Welt. Aus der nahen Stadt flammen unzählige Lichter auf.

Wie geisternde Irrlichter gleichen die Lampen der einzeln in der Ebene verstreut liegenden Häuser. — —

Vom Walde her ein leises Rauschen; hell und klar wirft der Mond seinen Silberschein über die Gräber und Kreuze und zeichnet gespenstig Schatten.

Schweigend tritt der einsame Wanderer den Heimweg an.

Der Speisezettel im März

Die Bestände an Rot-, Weiß- und Wirsingkohl gehen allmählich zu Ende. Diese Gemüse stehen daher nicht mehr für einen verstärkten Verzehr, sondern nur zur hinreichenden Deckung des Bedarfs zur Verfügung. Die Lagerräume und Keller sind aber mit Kohlrüben noch gut gefüllt, so daß hier jeder Bedarf, auch bei starkem Anwachsen des Verbrauchs, befriedigt werden kann. Im Februar kann das Gemüse eben nicht die Stellung im Küchenzettel einnehmen wie in den anderen Monaten. Dazu kommt noch, daß die sonst übliche Einfuhr von frischem Gemüse aus Holland schwierig ist, da die holländischen Frühgemüsekulturen durch den Frost stark gelitten haben und infolgedessen die Preise stark gestiegen sind.

In der Obstversorgung sind keine wesentlichen Aenderungen eingetreten. Es wird jedem einleuchten, daß am Ausgang des Winters, zumal bei der schlechten Obsternte des vergangenen Jahres, Aepfel kaum mehr vorrätig sein können. Die Apfelsinenversorgung war in der letzten Zeit infolge des spanischen Konflikts geringer als in den Vorjahren. Im März werden wir allerdings auch nur mit einer Einfuhr in Höhe der Vorjahrsmenge rechnen können. Bei den Bananen ist die Einfuhr im letzten Jahr gestiegen; auch im Januar war die Bananeneinfuhr größer als im Januar 1938. Im März hingegen wird die Einfuhr dem Umfang des vergangenen Jahres entsprechen.

Während wir also im März den Genuß von Obst und Gemüse aus jahreszeitlichen Gründen einschränken müssen, werden dagegen besonders reichlich Seefische zur Verfügung stehen. Zwar ist die Fangperiode für Ostseedorsch beendet und die Bestände an Karpfen sind fast geräumt, um so mehr aber sind Anlandungen von Schellfischen zu erwarten. Außerdem sind noch in reichlichen Mengen Kabeljau, Seelachs und Rotbarsch am Markt. Die fortschreitende Vergrößerung unserer Fischdampferflotte hat eine Versorgungsmöglichkeit mit Fischen geschaffen, die weit über die bisherigen Aufnahmewilligkeit der Verbraucher hinausgeht. Es ist daher volkswirtschaftliche Pflicht aller, noch mehr wie bisher zur Hebung des Fischverzehrs beizutragen. In diesem Zusammenhang verdient beachtet zu werden, daß im Jahre 1938 je Kopf der Bevölkerung 57,79 Kg. Fleisch gegenüber 54,6 Kg. in 1937 verbraucht worden sind. Diese Tatsache spricht besonders dringlich für eine weitere Steigerung des Fischkonsums. Eine gewisse Verbrauchseinschränkung an Fleisch wäre darum nur zu begrüßen. Wir haben zwar im März beim Fleisch, insgesamt gesehen, mit keiner Unterversorgung zu rechnen, aber gegenüber Schweinefleisch und Kalbfleisch sollten Rindfleisch und Hammelfleisch bevorzugt werden.

Wieder sei darauf hingewiesen, daß die Kartoffel in vielseitiger Hinsicht Trägerin der menschlichen Ernährung ist. Besonders in der Frühjahrsernährung ist sie als wichtigster Vitamin C — Träger von unschätzbarem Wert. Der Kartoffelverbrauch sollte darum eine Steigerung erfahren, insbesondere sollten auch die Kartoffelerzeugnisse, wie Kartoffelmehl, Kartoffelflocken, deutscher Sago und deutsches Puddingmehl im Haushalt Verwendung finden. Zur Deckung unseres Eiweißbedarfs können nach wie vor für einen verstärkten Verbrauch Käse (insbesondere Harzer, Mainzer, Schimmelkäse), Quark, Buttermilch und Trockenmilchpulver empfohlen werden. Fernerhin stehen für einen verstärkten Verbrauch die zuckerhaltigen Aufstrichmittel (Marmelade, Kunsthonig) reichlich zur Verfügung. Beim Fettverbrauch freilich wird die Hausfrau weiter sparsam sein müssen.

Dr. H.

Was soll unsere Tochter werden?

Gedanken und Anregungen zur Berufswahl

Wieder nähert sich die Zeit der Schulentlassung. Wieder fragen sich viele Eltern sorgenvoll, was aus ihren Töchtern werden soll. Selbstverständlich sieht heute wieder jedes rechte deutsche Mädel seine eigentliche Berufung darin, Hausfrau und Mutter zu werden.

Wo aber sollte solch ein eben der Schule entwachsenes Mädel immer die Reife und Lebenserfahrung hernehmen, um sich über ihre Fähigkeiten und Neigungen schon ganz klar zu sein?

Jeder Weg führt übers Pflichtjahr

Da ist es eigentlich auch in dieser Hinsicht ganz gut, daß nach den neuen gesetzlichen Bestimmungen an den Anfang gleichwelcher Berufstätigkeit das Pflichtjahr gesetzt ist. Bedeutet dies doch noch einmal eine gute Gelegenheit der Selbstprüfung und Anregung. In manchem Mädel wird hier die schlummernde Neigung für einen ausgesprochen fraulichen Beruf geweckt werden, wie er ihm für eine spätere Ehe das beste Rüstzeug mitgibt. Wo aber bereits ausgesprochene Anlagen und Neigungen vorhanden sind, läßt das Pflichtjahr genügend Spielraum, diese zu berücksichtigen, denn es kann bekanntlich auf verschiedene Art und Weise abgeleistet werden. Da ist zunächst die hauswirtschaftliche Betätigung in einer tariflich bezahlten Stellung als Hausgehilfin, sei es auch in der hauswirtschaftlichen Lehre, die auf dem Lande meist durch die ländliche Hausarbeitslehre ersetzt wird. Weiter kommt dann die ausgesprochene Landarbeit in Frage, vom Landdienst-Lager aus oder als Landhelferin. Endlich gilt als Ableistung des Pflichtjahres auch die Tätigkeit im Frauenhilfsdienst, der vom Mädel vor allem eine sozialpflegerische Betätigung verlangt. Ein Teil des Pflichtjahres kann auch im weiblichen Arbeitsdienst abgeleistet werden, wenn nämlich die Voraussetzung des bereits erreichten 17. Lebensjahres erfüllt ist.

Und nach dem Pflichtjahr?

Diese Vielfalt der Möglichkeiten zeigte nun schon, daß für eine ganze Reihe von Berufen das Pflichtjahr auch in der Berufsausbildung selbst keine „verlorene" Zeit ist. Das trifft zu für alle haus- und landwirtschaftlichen sowie pflegerischen Berufe, die ja der Eigenart der Frau am meisten Rechnung tragen und sie deshalb auch in weitgehendstem Maße befriedigen werden.

In den hauswirtschaftlichen Berufen bieten sich folgende Möglichkeiten: Hausgehilfin, städtische oder ländliche Haushaltspflegerin, Leiterin von hauswirtschaftlichen Betrieben (Kantinen, Heimen, Sanatorien), Hauswirtschaftslehrerin, Meisterin der Hauswirtschaft und endlich in Verbindung mit dem Landwirtschaftsjahr geprüfte landwirtschaftliche Wirtschafterin.

Auf der ländlichen Hausarbeitslehre lassen sich über den Weg der ländlichen Hauswirtschaftslehre Berufe wie Gutssekretärin, Gutswirtschafterin, Geflügelzüchterin und wiederum geprüfte landwirtschaftliche Wirtschafterin aufbauen.

Den Frauenhilfsdienst wird sich das Mädel wählen, das einen sozialpflegerischen Beruf als Volkspflegerin, Säuglings- oder NS.-Schwester, Krankenpflegerin oder Kindergärtnerin, Hortnerin und Jugendleiterin ergreifen möchte.

Aber auch dem Mädel, das nachher einen anderen Beruf einschlägt, wird das Pflichtjahr eine wertvolle Zeit sein, weil es hier wenigstens die Grundlage einer hauswirtschaftlichen Ausbildung und damit doch auch das Anfangskapital für eine spätere Ehe erhält.

An solchen weiteren Berufen seien für das Mädel mit vorwiegend handwerklich-künstlerischer Begabung genannt: Schneiderin, Putzmacherin, Blumenbinderin, Modezeichnerin, Kunstgewerblerin oder gar Künstlerin.

Auch der kaufmännische Beruf steht dem dafür begabten Mädel offen. Nur sollte er nicht mehr wie bisher so oft nur als Verlegenheitslösung gewählt werden. Auch hier wird sich auf die Dauer nur die Kraft durchsetzen, die nicht nur Kurzschrift und Maschinenschreiben beherrscht, sondern durch eine umfassende Vorbildung wirkliche kaufmännische Beweglichkeit besitzt.

Nicht übergangen seien schließlich auch die Berufe, die über die Hochschule führen. Auch sie stehen jedem Mädel offen, das wirklich den Drang und die Fähigkeiten dazu mitbringt. Denn wir brauchen die Frau auch als Aerztin, Lehrerin und Wissenschaftlerin und wissen sie auch hier auf Gebiete zu lenken, auf denen sie von ihrem fraulichen Wesen her wirken und auch ihre wissenschaftlichen Kenntnisse in warmes Leben umwerten kann.

In den nächsten Folgen unserer Frauenbeilage werden wir einzelne, besonders zeitnahe und nach Ausbildungsweg und Aussichten noch weniger bekannte Berufe herausgreifen. Im übrigen aber sollte niemand versäumen, sich rechtzeitig bei den Beratungsstellen des Arbeitsamtes oder der zuständigen Parteiorganisationen selbst über Berufsanforderungen und Aussichten sowie über Dauer und Kosten der Ausbildung zu unterrichten.

Eva Meyer.

Ein Lob für die Blockflöte

Von Friedl Marggraf

Der Volksmund sagt, meine kleine Stadt liege über der Hölle. Denn der Schnee hält sich dort stets nur kurze Zeit, dann schmilzt er kläglich hin, so daß die Erde sich ansieht wie ein riesiges Brot, von dem eine genäschige

Zunge die halbe Butter geleckt hat. In Wahrheit ist's der warme Wind, der aus den Bergen herabkommt und die liebe Sonne, die überall ungehindert Eingang findet.

An solchen Tagen, die schon voll Frühlingsahnung sind, hocken die Kinder gerne auf dem alten Gemäuer am Stadtgraben und vertreiben sich die Zeit mit ein wenig Musik. Es geht dabei oft ganz ernsthaft her wie in der Schule. Da sinnt ein Junge kurze Zeit in die Wolken und plötzlich — als hätte er sich die Töne aus der blauen Luft herabgeholt — klingt ein Tanzschritt auf oder eine helle Erinnerung an ein altes Volkslied. Dann unterbricht er sein Spiel vielleicht und hält faul die Blockflöte auf den Knien. Aber schon hat ein Mädchen die Melodie aufgefangen und wagt sich tapfer um etliche Takte weiter. Eine Dritte flicht behutsam da und dort eine kleine Verzierung ein und gleich ist das schönste Duett im Gange. Jetzt läßt der Ehrgeiz auch den Jungen nicht mehr ruhen und er untermalt schlicht und kräftig das heitere Spiel der Mädchen. Die Erwachsenen bleiben stehen und lauschen aufmerksam, die Kinder glühen vor Eifer und sind sehr glücklich. Wieviel natürliche Anmut solch eine Gruppe verrät! Der Junge bläst so ernst und verträumt vor sich hin, als liege er im weiten Feld mutterseelenallein unterm blauen Märzhimmel, die Mädchen wiegen und dehnen sich wie kleine Bachantinnen.

Zuletzt verteilt der Junge großmütig gedörrte Zwetschgen unter seine Mitspieler. Ich sehe es mit Freuden und spende ihm ein Lob. Das Gesicht, das er mir zur Antwort schneidet, ist ein einziger Tadel. Da steht deutlich zwischen den hochmütig gefurchten Brauen geschrieben: „Lächerlich, darüber zu reden! Als ob es sich nicht von selbst verstünde, daß wir Musikanten uns gleichermaßen in Arbeit und Genuß teilen!" So sehr vermag ein gemeinsames Lied diese jungen Herzen zu verbinden? Ja, diese Blockflöte! Man sollte nicht nur wissen, daß es ihrer grobe und feine gibt, daß sie im Zusammenspiel mit anderen Instrumenten oder gar im Wettstreit mit der menschlichen Stimme ganz vorzüglich klingen. Man müßte vielmehr mit Ernst bedenken, daß für uns dies Flötenspiel das letzte Vermächtnis aus einem wahrhaft goldenen Zeitalter bedeutet und daß es darum einer von vielen guten Wegen zur wahren Einfalt des Herzens ist.

Dem Hirten einer grauen Vorzeit hatte sich zuvor in den mannigfachen Erscheinungen der Natur als stetes Wechselspiel von Furcht und Freude, Gefahr und Lohn der Gott nur von außen her geoffenbart. An dem Tage aber, da jener sich die Flöte erfand, gelangte er zum Verständnis des Gottes, der in ihm wirksam war — das beschränkte, in sich selbst vermauerte Geschöpf brach durch zum Licht und blühte auf ins Grenzenlose.

Laßt uns weiterschreiten auf diesem uralten Wege! Aber hüten wir uns davor, die Beschäftigung mit der Blockflöte zur bloßen Tändelei mit dem Einfachen herabzuwürdigen, etwa im Sinne der verlogenen Schäferspiele des Rokoko! Beugen wir uns vielmehr in ehrfürchtiger Bereitschaft vor der altverstandenen, schlichten Tiefe dieser Musik, die unserer Zeit gemäß ist wie selten eine. Denn sie ist gerade ein Prüfstein des Herzens.

Wenn ich meine Tochter wäre ..

Ein Gespräch zum Pflichtjahr für Mädchen

Zwei Frauen unterhielten sich über das Pflichtjahr für Mädchen im Familienhaushalt. Die eine, Frau Edith, hatte schon seit letztem Frühjahr ein schulentlassenes Mädchen in ihrer Familie. Ihre ältere Bekannte, Frau Hermine, hatte sich auch bereits bei der Abt. Volkswirtschaft-Hauswirtschaft im Deutschen Frauenwerk und beim Arbeitsamt über das Pflichtjahr erkundigt und sich bereit erklärt, daß sie dieses Jahr nach Ostern ein junges schulentlassenes Mädchen in ihren Haushalt aufnehmen wolle. Beide Frauen waren sich einig, daß diese Einrichtung ein ganz vortreffliches Mittel darstelle, um die eben der Schule entwachsenen Mädchen in den Haushalt einzuführen, und daß dies eine schöne, dankbare Aufgabe für erfahrene Hausfrauen bedeute. Nur einen Zweifel hatte Frau Hermine noch:

„Ich weiß gar nicht, wie es mir gelingen wird, den richtigen Ton gegenüber einem solchen Pflichtjahrmädel zu finden und ihm das richtige Maß von Arbeit aufzutragen — nicht zu viel und nicht zu wenig. Früher hatte ich immer nur ältere Mädchen in meinem Haushalt beschäftigt und seit meine Söhne verheiratet sind, führe ich ja meinen kleinen Haushalt allein."

„O das ist gar nicht schwer," antwortete Frau Edith. „Ich hatte vorher gar kein Mädchen und meine beiden Kinder sind, wie sie wissen, noch klein. Bei der Arbeitsanweisung an meine junge Emma gehe ich immer von der Ueberlegung aus: wenn mein Töchterchen vierzehn Jahre alt wäre und bei mir ein Jahr lang Haushalt lernen und mir helfen sollte, wie würde ich es dann machen. Von diesem Standpunkt aus findet man immer das Richtige, finde ich."

„Sie haben recht, so könnte ich es auch versuchen. Mir war zwar leider keine Tochter beschert, doch kann ich mich wohl in den Gedanken hineinfinden."

Auch in der Zumessung der Erholungsstunden und bei der Anregung zu deren Gestaltung hilft mir mein Ausgangspunkt: wenn es meine Tochter wäre, möchte ich, daß sie sich bei Sport und Spiel den Körper stählt, bei frohem Singen den Sinn erfrischt, daß sie im BDM. wertvolle Kameradschaft und schöne Feierstunden erlebt und daß sie für stille Stunden daheim ein gutes Buch bereit hat."

„Müssen sie sich nicht recht oft ärgern über das junge Mädchen?", wollte nun Frau Hermine wissen. „Solch junges Ding ist doch wohl oft unachtsam, zerbricht etwas, vergißt die gegebenen Anweisungen oder mißachtet die Grundsätze einer guten Kinderstube?"

„Das Aergern habe ich von vorneherein ausgeschaltet, denn damit kommt man nicht weit. Wenn die Hausfrau aufgeregt ist und wegen jeder Kleinigkeit ein Donnerwetter losläßt, dann kann man nicht von einem jungen Mädchen Ruhe verlangen, welche die erste Vorbedingung für gutes Arbeiten ist, noch weniger Offenheit, wenn mal ein kleines Unglück passiert. Wenn es etwas zu tadeln gibt, sage ich, was und wie ich in diesem Fall zu meiner Tochter sprechen würde und wovon ich hoffe, daß es für künftige Fälle bessernd wirkt. Bei meinem Pflichtjahrmädel kann ich zwar durchaus nicht klagen, daß sie unaufmerksam ist; doch verlange ich natürlich auch nicht, daß sie schon so selbständig sei wie ein zwanzigjähriges Mädchen. Auch gebe ich ihr nie viel Belehrungen oder Anweisungen auf einmal. Heute lernt sie dies und morgen jenes — nicht fünf Dinge auf einmal, die sie dann vielleicht verwechseln oder vergessen würde."

„Sie scheinen recht viel pädagogisches Geschick zu haben," meinte Frau Hermine; doch Frau Edith entgegnete lächelnd:

„Das bilde ich mir gar nicht ein. Ich finde, es gehört nur etwas eigene Ueberlegung und mütterliche Liebe dazu, um ein junges Mädel anzulernen. Es soll ja nicht nur die notwendigen Hantierungen im Haushalt erlernen, sondern auch Freude daran bekommen und das Sinnvolle in unserem hausfraulichen Tun erkennen. Das ist wohl nirgends so gut möglich wie im lebendigen Gefüge eines Haushalts."

„Gewiß, darum scheint mir das Pflichtjahr für die jungen Mädchen auch so wichtig. Ich werde es also auch nach ihrem Rezept versuchen und denken: wenn es meine Tochter wäre ....."

Tilla Wintergerst.

Praktische Winke für das zeitige Frühjahr

Leer werdende Einmachgläser mit Zucker füllen! Wer klug ist, sorgt schon jetzt für die nächste Einmachzeit vor, indem er jedes leerwerdende Einmachglas, nachdem es gereinigt ist, mit Einmachzucker füllt. Auf diese Weise schafft man sich mit der Zeit, ohne die Wirtschaftskasse allzusehr zu belasten, einen schönen Zuckervorrat, so daß, wenn wieder frische Früchte locken, das Einmachen nicht an der Frage der Zuckerbeschaffung zu scheitern braucht. Auch ersparen wir uns so zur Einmachzeit das lästige nochmalige Spülen der von Staub und Schmutz verunreinigten leeren Gläser, was unserer Gasrechnung zugute kommt.

Wenn das Eingemachte vorzeitig alle wird, gilt es, sich bis zur neuen Obsternte zu behelfen. Eine ausgezeichnete Marmelade läßt sich aus getrockneten Aprikosen herstellen. Man weicht dazu ein halbes Kilo der getrockneten Früchte, nachdem man sie gut gewaschen hat, mit 10—20 bitteren Mandeln in anderthalb Liter Wasser 48 Stunden ein und stellt sie zugedeckt beiseite. Dann nimmt man die Mandeln heraus und kocht die Früchte bei gleichmäßiger Hitze, bis sie ganz weich sind. Nun fügt man 1 Kilo Zucker bei. Wenn er vollständig aufgelöst ist, läßt man die Marmelade noch 10 Minuten kochen, nimmt sie vom Feuer, rührt sie, bis sie nur noch mäßig warm ist, und füllt sie hierauf in Steintöpfe.

Wie steht's mit den eingekellerten Kartoffeln? Im zeitigen Frühjahr beginnen bekanntlich die eingekellerten Kartoffeln zu keimen und bekommen im Laufe der Zeit bis zu einem halben Meter lange Triebe. „Die Kartoffeln wachsen aus", sagt die Hausfrau und klagt, wie sehr der Geschmack darunter leidet und wie lange es braucht, bis solch alte Kartoffeln weich werden. Ist sie eine ordentliche Hausfrau, so nimmt sie sich die Mühe und entfernt die weißen Triebe. Um das Keimen aufzuhalten, empfiehlt es sich auch, die Kartoffeln von Zeit zu Zeit umzuschaufeln, das heißt, sie aus ihrem Gestell zu nehmen oder, wenn sie auf der Erde liegen, durch Umschaufeln in eine andere Ecke ihre bisherige Lage zu verändern.

Dickes Leder läßt sich sehr leicht schneiden, wenn man es eine Zeitlang in Wasser eingeweicht hat.

Glaserkitt, der hart geworden ist, läßt sich wieder verwendbar machen, wenn man ihn ein paar Stunden in Petroleum legt, in dem er dann wachsweich wird.

Durchlässige Stellen am Regenschirm kann man wasserdicht machen, indem man diese Stellen in essigsaure Tonerde taucht.

Die Mode spricht:

„Es schwirren allerlei Gerüchte über den Wandel der Mode umher, man spricht von Großmütterchen-, Biedermeier- und Trachtenstil und sieht ein bißchen angstvoll den modischen Neuerscheinungen entgegen. Doch tröstend wollen wir nur bemerken, daß auch die Modeschöpfer von 1939 genau genug wissen, wie weit sie gehen dürfen, um die moderne Frau harmonisch in das Straßenbild der Neuzeit zu stellen. — Natürlich gibt es immer typische und ganz markante Modelle, die den gewünschten und richtunggebenden Stil in einer fast übertriebenen Lösung zum Ausdruck bringen, bei denen der breite Miedergürtel, ganz stramm gespannt, schon das Korsett verrät und weitgeschnittene Röcke, die Rüschen und Volants von knisternden und lustigen Taftunterröcken sehen lassen. — Wir aber wenden uns den hübschen und tragbaren Modellen zu, die, weniger auffällig, doch das Charakteristische der Frühjahrsmode zeigen und auch den Frauen,

die sonst den schmalen und geraden Rock bevorzugten, die neue Silhouette schmackhaft machen. Plissierte und glockigfallende Röcke sind äußerst kleidsam und graziös und von sehr jugendlicher Wirkung, wie auch die engen, bäuerischen Taillen. Und da die Rüschen aus hellem, zartem Material so frisch und duftig wirken, so werden wir sie gern verwenden und bald den Ausschnitt und die Aermel, bald Blusen oder ganze Westen mit ihnen dicht besetzen. Zum blauen Kleid gehört die weiße Pikeegarnitur und zum karierten Kleid mit schrägem Rock und schrägen Taschen wählt man Besatz und Gürtel in einer bunten Karofarbe. Kariert steht überhaupt an erster Stelle. Die schönen weiten Mäntel in einem groben, karierten Wollgewebe sind so recht die treuen Begleiter an frischen Frühlingstagen, während der einfarbige, taillierte Mantel mit glockiger Rockpartie das elegante Nachmittagskleid ergänzt. Aus diesem bunten Vielerlei wird sich das Richtige finden lassen, so daß es jeder Frau gelingt, auch ohne Uebertreibung sich flott, modern und jugendlich zu kleiden."

A. L.

K 8287. An diesem Kleid sind drei verschiedene Farbtöne verarbeitet. Bogiger Schlußrand, Glockenteile im Rock. Gr. Ultra-Schnitt Gr. 17, I.

K 8285. Dunkles Seidenkleid mit graziösem Plisserock, Weste u. Aermelaufschläge aus weißem Georgette m. Rüschen. Gr. Ultra-Schnitt Gr. I, II, III.

K 8236. Flottes, kostümähnliches Kleid mit Längs- und Querverarbeitung des Streifenmusters. Kl. einges. Kragen. Gr. Ultra-Schnitt Gr. II, III, IV.

K 8299. Sportliches Kleid aus Karostoff mit kleinem, einfarb. Latz. Der Rock ist in schrägem Fadenlauf gearbeitet. Gr. Ultra-Schnitt Gr. I, II.

M 2816. Schlupfmantel in gerader Form m. Bubenkragen u. großen, aufges. Taschen und einreihigem Knopfschluß. Gr. Ultra-Schnitt Gr. I, II, III.

M 2811. Moderner, kragenloser Mantel, der am Hals leicht hochgeschnitten ist und einreihigen Knopfschluß hat. Gr. Ultra-Schnitt Gr. 17, I, II.

Schnittmuster sind zu erfragen: Schriftleitung „Der Führer", Lammstraße

Künstlerporträts vom Badischen Staatstheater

Der Sprung ins Rampenlicht

Von Günther Röhrdanz

FRITZ HARLAN

Drei Brüder — drei Künstler

Wenn der Vater ein bekannter und vielgespielter Lustspielautor ist, so darf er sich nicht wundern, wenn auch seine Kinder eines Tages eine ausgesprochene Neigung zur Bühne zeigen. Diese wird aber noch verständlicher, wenn der Vater durch Tätigkeit als Schauspieler und als Spielleiter noch lebhaftere Verbindungen zum Theater bekommt, als er sie als Autor hat. Trotzdem war der Vater Fritz Harlans nicht wenig erstaunt, als eines Tages gleich zwei seiner Söhne die Bühnenlaufbahn ergreifen wollten. Als dann aber der dritte der Brüder noch den Entschluß faßte, Geigenbauer zu werden, da hielt der Vater den Zeitpunkt für gekommen, seine Söhne ernstlich

Fritz Harlan
Aufn.: Bauer, Karlsruhe

darauf aufmerksam zu machen, daß alle drei Berufe in einer Zeit, da ein Volk aus Verarmung und Bedrängnis nur wenig Zeit und Sinn für die Künste aufbringen könne, alle drei Laufbahnen brotlose Kunst seien. Er hat die Söhne nicht umstimmen können in ihren Entschlüssen, und alle drei sind das geworden, was sie wollten: der eine ist der berühmte Filmregisseur Veit Harlan, dessen letzter, übrigens nach dem Theaterstück des Vaters „Das Nürnbergisch Ei", gedrehte Film „Das unsterbliche Herz" bei seiner Uraufführung in Nürnberg Aufsehen machte; der zweite wurde ein Geigenbauer, der sich heute als Schöpfer zahlreicher alter Instrumente einen Namen machte, und Fritz Harlan zählt zu den besten Kräften unseres Badischen Staatstheaters.

Das Lied zum Leierkasten

Die Freude am Gesang hat schon in dem Buben Fritz gelebt. Als er zu Weihnachten einmal einen Leierkasten bekam, zog er sich stillschweigend als Matrose an, nahm seinen Leierkasten und stellte sich unternehmungslustig an einer Ecke seiner Heimatstadt Berlin auf. Mit einem fröhlichen Lied zu den Klängen seines Leierkastens hatte er bald eine gute Handvoll Groschen beisammen. Es

Aus der Zeit des Wirkens am Kabarett

waren die ersten Münzen, die sich Fritz Harlan ersungen hatte. Die Neigung zum Theater zeigte sich aber bei ihm und bei seinem Bruder Veit sehr deutlich, als die beiden während des Krieges mit ihrem Puppentheater Vorstellungen gaben und dabei für wohltätige Zwecke sammelten. Wenn die Buben auch die Schule verließen, um zum Theater gehen zu können, so mußten sie doch nach dem Willen des Vaters erst einen richtigen Beruf erlernen, bevor sie mit dessen Einverständnis für ihre Bühnenlaufbahn rechnen konnten. Veit Harlan erlernte die Bildhauerkunst und die Arbeit eines Kunstschmiedes bevor sich ihm die Tore zum Tempel Thaliens öffneten, während Fritz eine gründliche kaufmännische Ausbildung genoß. Keiner von beiden hat bis heute diese Zeit als nutzlos verbracht anzusehen brauchen, denn sie ist ihnen im Leben immer wieder wertvoll durch die zahlreichen Erfahrungen gewesen.

Vor dem ersten Engagement

Damals hatte Fritz Harlan die Werte dieser Lebensschule noch nicht so klar gesehen, denn er glaubte sich durch die 4½ Jahre Kaufmannslehre, die er in einem Geschäft durchmachen mußte, in seiner Ausbildung zum Sänger behindert und fühlte sich anfangs recht unglücklich. In den Abendstunden hat er aber mit dem Einverständnis des Vaters fleißig an seiner Gesangsausbildung gearbeitet. Kaum hatte er aber das zulässige Alter erreicht, da meldete er sich freiwillig zum Militär. In den Weltkrieg ist der junge Soldat nach seiner Ausbildungszeit nicht mehr gezogen, aber an den Freikorpskämpfen in Schlesien hat er noch teilgenommen. Nicht immer war die Stimmung bei seinen Kameraden gut. Da ist es Fritz Harlan gewesen, der sie durch seinen Gesang und seine Lieder auf andere Gedanken zu bringen versuchte. Das war sein erstes Auftreten. Als aber durch die politischen Ereignisse die Freikorpszeit sehr bald beendet war und sie aufgelöst wurden, begann er wieder das Gesangsstudium in Berlin. Aus wirtschaftlichen Gründen konnte er auf die Verdienstmöglichkeiten im Kaufmannsberuf nicht verzichten und hat diesen in der unsicheren Inflationszeit noch 1½ Jahre ausgeübt. Damals ergaben sich auch schon die ersten Auftrittsmöglichkeiten für den jungen Künstler. Der stumme Film beherrschte noch die Leinwand. Die Filmtheaterbesitzer belebten das Programm, indem sie es durch Kleinkunstdarbietungen umrahmten. In solchen Kleinkunstdarbietungen hat Fritz Harlan zuerst als Sänger mitgewirkt. Große Arien aus dem deutschen Opernschatz zählten zu seinem Repertoire. So ersang sich der Künstler am Kabarett seine ersten Erfolge.

Von Berlin nach Lübeck

Ein junger Sänger, der bei seiner Prüfung in der Staatlichen Musikhochschule in Berlin eine Freistelle angeboten bekommen hatte, konnte aber in Erfolgen als Vortragskünstler und Kabarettsänger nicht das Ziel seiner Laufbahn erblicken. Er wollte weiterkommen. Außerdem riet der ältere Bruder damals dringend zur Opernlaufbahn. Und da war auf einmal eines Tages die Gelegenheit zum Sprung ins Rampenlicht da. Fritz Harlan griff mit beiden Händen zu und ging ans große Schauspielhaus in Berlin. Mit großem äußerem Aufgebot revuemäßig aufgemachte Operetten standen damals auf dem Spielplan dieses Hauses. Hier hat Fritz Harlan im „Casanova", im „Dreimäderlhaus" und in „Die lustige Witwe" auf der Bühne gestanden. In Theaterkreisen aber hatte es sich inzwischen herumgesprochen, daß Fritz Harlan nicht Operettensänger bleiben, sondern zur Oper gehen wollte. In einer dieser Aufführungen hat ihn der Intendant des Lübecker Theaters gehört. Er holte ihn sofort nach Lübeck mit einem Anfängervertrag für die Oper. Der Intendant aber war Dr. Himmighoffen, der damals das Lübecker Theater hatte. Wenn wir die Berliner Zeit als eine Vorbereitungszeit für die Bühnenlaufbahn ansehen, so war Dr. Himmighoffen Fritz Harlans erster Intendant des Opernsängers. Und er ist bis heute der einzige geblieben.

Vor neuen Aufgaben

Wenn Fritz Harlan auch als Anfänger nach Lübeck engagiert worden war, so bedeutet das nicht etwa, daß er sich dort zunächst mit ganz kleinen Rollen hätte begnügen müssen. Er war an dem nicht mit einem allzu zahlreichen Personalstab ausgestatteten Theater der einzige Bariton. Das bedeutete aber für ihn das Glück, von Anfang an alle sein Fach betreffenden Rollen übernehmen zu müssen. Da hieß es arbeiten, hart und angestrengt arbeiten und sich bewähren. Als er damals in Rossinis „Angelina" zu erst in Lübeck auftrat, hätte er sich nicht träumen lassen, daß er auch später in Braunschweig mit dieser Oper debütieren und auch in einem Berliner Gastspiel in demselben Werk auftreten sollte.

Fritz Harlan zur Zeit des Grenzschutzes im Osten

Und noch eines hätte sich Fritz Harlan damals, als er nach Lübeck ging nicht träumen lassen, daß er nämlich kurze Zeit nach seinem Eintreffen an der Stätte seines ersten Wirkens dort auch in Ingeborg de Freytas, der Opernsoubrette der Lübecker Bühne, seine Frau finden sollte.

Er folgt dem Intendanten

Schon nach einem Jahr hatte sein Stündchen in Lübeck geschlagen. Als Dr. Himmighoffen von Lübeck nach Braunschweig ging, holte er Fritz Harlan sofort nach. Als lyrischer Bariton war der Künstler dann an der neuen Bühne tätig. Auch seine Frau war nach Braunschweig mit einem Gastspielvertrag verpflichtet worden. Neben zahlreichen schönen Erfolgen und großen Aufführungen erlebte das junge Ehepaar hier die große Umwälzung, die das politische Geschehen mit sich brachte. Doch bald folgte der Ruf nach Karlsruhe. Da sehr schnell darauf auch Dr. Himmighoffen an das damalige Badische Landestheater berufen wurde, bekam Fritz Harlan auch wieder seinen ersten Intendanten, mit dem er seit dieser Zeit in Karlsruhe engagiert ist. In seiner sieben Jahre dauernden Ausbildung hatte Fritz Harlan für seine Bühnenlaufbahn eine Schule durchgemacht, die ihm ein sicheres und überlegenes Können mitgab, so daß er alle Anforderungen meisterte, die das große Repertoire einer gepflegten Oper stellte. Daneben hat Fritz Harlan auf Grund dieser umfassenden Ausbildung alle Voraussetzungen, seinen Schülern heute ein guter Lehrer zu sein. Was ihm immer wieder seine Erfolge auf dem Theater sichert, sucht er durch seine Lehrtätigkeit weiter zu vermitteln. Es kommt ihm darauf an, dem Nachwuchs zu zeigen, daß der Sänger mit den allernatürlichsten Mitteln ohne große und erkünstelte Gesangsmätzchen seine Stimme zu einem natürlichen Klingen bringen soll. Das klingt manchem vielleicht selbstverständlich und ist doch das große Geheimnis des wirklichen Künstlers. Daß es aber der beste Weg zum sicheren Erfolg ist, beweist am besten jede Rolle, in der Fritz Harlan am Badischen Staatstheater auftritt.

Drei Menschen — drei Masken
Fritz Harlan als Graf Luna in „Troubadur", als Kothner in den „Meistersingern" und als Ping in „Turandot" Aufn.: Bauer

Zwischen Sonnenschein *und* Regen

Gerade für die ersten Tage draußen im Sonnenschein empfiehlt sich dieser wärmende Pullover

Ein sportliches Angora-Kleid mit dreifarbig gestreifter Bluse, zu der ein zweifarbig abgesetzter Wildledergürtel getragen wird

Dieser erdbeerfarbenen Weste ist ein weiß-rot kariertes Vorderteil eingefügt, das in einen breiten Miedergürtel übergeht. Die längsgestellten Tascheneinschnitte sind schmal gepaspelt

Schmale weiße Paspel umranden die langgestreckten Aufschläge an dieser sportlichen Strickbluse mit schulterverbreiternden Aermeln, die auch kurz angefertigt werden können. *Aufnahmen: Scherl (4)*

VON HEINZ SPECHT, KARLSRUHE

7. Fortsetzung

Eine fünfundzwanzigstündige Bahnfahrt durch den Balkan, die wir jetzt noch vor uns haben, ist in der Tat „vielversprechend".

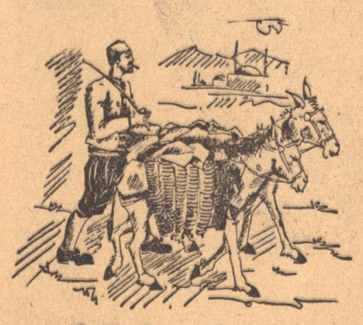
Ein markerschütternder Pfiff der Lokomotiv ist das Signal der Abfahrt über die bulgarisch-jugoslawische Grenze bis nach Sarajevo.

Stockfinstere Nacht umgibt den fahrenden Schnellzug, während wir, von der monotonen Musik des Geklopfes der Wagenräder begleitet, in aller Ruhe und mit größtem Genuß unsere Marmeladebrote und einige Zuckermelonen verzehren.

Immer näher kommen wir der jugoslawischen Grenze. Bulgarische Zöllner sammeln die Pässe ein, der bulgarische Schaffner steht die Fensterscheiben nach und übergibt seinen Wagen dem jugoslawischen Amtskollegen.

Dradoman, der Grenzort, ist in großen bulgarischen Buchstaben und daneben auch in lateinischen zu lesen. Nun ist die Grenze erreicht. Die dicht besetzten Wagen rollen weiter. Im gleichmäßigen Takt werden die Reisenden durch das Schaukeln des Zuges hin- und hergewiegt.

Plötzlich — ein äußerst unsanfter Ruck, und der ganze Zug steht. Stalac. Umsteigen!



Eselstreiber in Serajevo

Verschleierte Türkinnen

Die ersten, die wir zu Gesicht bekommen. Wie von der Tarantel gestochen sausen wir, alle 15 Mann, an die Fenster des Wagens. Endlich sehn wir, was wir in Konstantinopel nicht sehen konnten. Ein für uns ungewohntes Bild. Während wir an einem Brunnen am Bahnhof unsere längst geleerten Feldflaschen nachfüllen, verwechseln einige die Wagentür und geraten in ein — Frauenabteil. Kaum hatten uns die Insassinnen gesehen, fallen wie auf ein ungerufenes Kommando sämtliche „Vorhänge", und wir starren im ersten Augenblick in ein „schwarz durchwachsenes" Frauenabteil, machen jedoch gleich kehrt und finden dann den richtigen Wagen.

Nach Serajevo

Blutigrot steht der sich neigende Sonnenball am Horizont. In einem geschützten Talkessel liegt eine mit nadelspitzen Minaretts gespickte Stadt: Serajevo.

Ueber unserer großen Fahrt steht von Anfang an ein guter Stern: Ueberall haben wir Glück. Kaum sind wir der 25 Stunden lang „treugebliebenen" Kleinbahn entronnen, treffen wir noch auf dem Bahnsteig einen in Serajevo lebenden Auslandsdeutschen, der uns bereitwilligst zum „Domo", der heutigen Uebernachtungsstelle", führt und uns auch am nächsten Tag zu einer eingehenden Stadtbesichtigung einlädt.

Es ist nun schon beinahe 2 Tage her, daß wir uns noch nicht richtig waschen konnten. Das wird aber in den sauberen Waschräumen des „Domos" gründlich nachgeholt.

Butter und Honigbrot und etliche Kochgeschirre voll Milch stärken nach einem selten guten Schlaf die 15 hungrigen Mägen. Wie verabredet, führt uns ein in Serajevo lebender Deutscher durch die Stadt. Also auf zum vielberühmten Landesmuseum.

Es ist in der Tat vorbildlich. Nicht überladen, wie man das so oft antrifft, sondern trotz einer gewaltigen Schätze äußerst übersichtlich angeordnet. Im Hofe des Museums ist ein beachtlicher botanischer Garten. So verbringen wir den ganzen Vormittag im Landesmuseum in Serajevo.

Im türkischen Bazar

Der Hauptanziehungspunkt des „Jugoslawischen Orients" ist ganz klar der türkische Bazar. So bummeln wir durch die schon große Zivilisierung atmende Straßen — je weiter es dem Süden zugeht, desto mehr muß man Zivilisation, bzw. Kultivierung vermissen, — dem Bazar entgegen. An der Prinzip-Brücke vorbei, das ist die Stelle, an der durch die Ermordung des österreichischen Thronfolgers die Glut zum Weltkrieg entflammte, hören wir bald das Geschrei türkischer Händler im Bazar. Selbstverständlich muß ein Fes her! Das Motto heißt: Handeln und feilschen. 20 Dinare ist der erste Preisanschlag. Als „routinierte" Händler kommen wir bald mit 7 Dinare pro Fes mit dem Verkäufer überein, und so trägt nachher jeder zu seiner schwarzen Hose, dem weißen Hemd auch noch einen hübschen dunkelroten Fes. Selbstverständlich lebt die jetzt schon gute Stimmung bei der Auszahlung von 30 Dinare Tagesgeld pro Kopf doppelt auf. Dann führt uns der Weg über eine lange, hohe, treppenartige Straße zwischen malerischen türkischen Häusern und engen, aber peinlich saubere Gäßchen hindurch an einem türkischen Friedhof vorbei.

(Fortsetzung folgt.)

Türk. Händler in Serajevo
Zeichnungen: Wilfried Greiner

Durch eine wenig abwechslungsreiche Landschaft schnaubt nun die Maschine unseres Zuges durch die wilden Schluchten des Balkans. Immer langsamer wird das Tempo, immer steiler das Gebirge, aber auch immer rußhaltiger wird der von dem eigenartig geformten Schornstein der Lokomotive hinausgeblasene Rauch. Ein gewaltiges Gebirgsmotiv scheint das andere übertreffen zu wollen. Ein Tunnel wechselt mit dem anderen ab. An senkrecht emporstrebenden Felswänden entlang windet sich der auf einem gleißenden Schienenstrang fahrende „Serajevo-expreß", wie der „dunkelblonde Otto" treffend diese Art von Zug kennzeichnet. Aber genau so geht es auf der anderen Seite des endlosen Gleises nahezu senkrecht hinab, während von ganz tief drunten ein rauschendes kristallklares Gebirgsbächlein heraufgrüßt und unsere durstigen, ausgetrockneten Kehlen reizt. Durch gewaltige Serpentinen, zahllose Tunnels und wunderbare landschaftlich herrliche Gebirgszüge führt diese so reizvolle Strecke nach Serajevo. Wieder einmal hält der Zug. Festragende Türken verraten die Nähe des sogenannten „Jugoslawischen Orients". Häufiger als um Bulgarien findet man trachtentragende Bauern, die mit sinnreichen Stickereien verzierte Röcke und die typischen Schnabelschuhe tragen.

Köpfchen! Köpfchen!

Wer kennt die berühmten Karlsruher?

Unser Original-Karree-Rätsel sucht einige bekannte und berühmte Männer Karlsruhes aus dem 19. und Beginn des 20. Jahrhunderts. Wer findet sie?

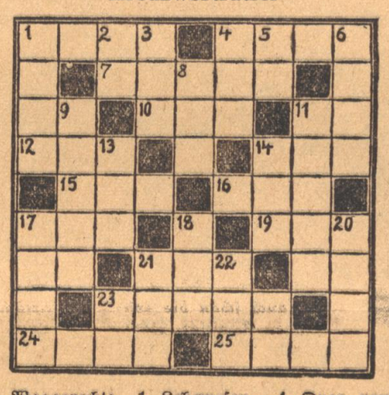
1	2	3	4	5	6
7	8	9	10	11	12
13	14	15	16	17	18
19	20	21	22	23	24

Jede Zahl entspricht einem Buchstaben, der in das mit der gleichen Zahl bezeichnete Karree einzutragen ist. Sind alle Zahlen durch Buchstaben ersetzt, ergeben 1—24, fortlaufend gelesen, den Namen eines bedeutenden badischen Regenten.

1) 4 23 24 7 16 16 7 15
2) 1 7 3 2 11 18
3) 20 19 4 4 3 16 16
4) 8 13 5 9 7 15
5) 6 10 16 16 13 23 12 19 14
6) 20 22 15 15
7) 16 19 4 23 13
8) 24 7 19 21

1) Berühmter Dichter,
2) Lehrer der Malerei an der Akademie zu Beginn des 20. Jahrh.,
3) Kapellmeister und Dirigent des Theaterorchesters des 19. Jahrh.,
4) Baumeister des 20. Jahrh.,
5) Leiter der Kunstgewerbeschule im 20. Jahrh.,
6) Landschaftsmaler Ende des 19. Jahrh.,
7) Komponist und Konzertmeister b. Beginn des 19. Jahrh.,
8) Gotischer Baumeister des 19. Jahrh.

Kreuzworträtsel



Waagerecht: 1 Lebewesen, 4 Oper von Verdi, 7 Lektüre, 10 Bodenform, 11 Zeitbegriff, 12 Vorgebirge, 14 germanische Waffe, 15 Pöbel, 16 römischer Sonnengott, 17 Fluß in Aegypten, 19 Teil des Schauspiels, 21 Schlange, 23 machtvoller deutscher Bund im Mittelalter, 24 alte deutsche Stadt im Sudetenland, 25 Raubvogel.

Senkrecht: 1 moderne Großkampfwaffe, 2 persönliches Fürwort, 3 Farbe, 4 schmackhafter Fisch, 5 Verhältniswort, 6 Fluß in Asien, 8 Monat, 9 Feuerstätte, 11 Blume, 13 geographische Bezeichnung, 14 portugiesischer Besitz in Indien, 17 Gesichtsteil, 18 Erdart, 20 kleiner Behälter, 21 Schankraum, 22 nordische Gottheit, 23 Anruf.

Silbenrätsel

a — ar — bahn — buch — dau — di — du — e — ei — er — gie — glaw — gu — korb — kpa — li — ma — mas — maul — men — ne — ne — ne — ne — ne — ner — ri — ri — sa — satz — sen — so — stamm — steu — tes — the — tri — um — un

Aus diesen 39 Silben sind 14 Wörter von nachstehender Bedeutung zu bilden:

1 Teil der Hand, 2 griechische Göttin, 3 Verzeichnis von Familiendaten, 4 berühmter italienischer Geigenbauer, 5 Quellnixe, 6 Gott der alten Wenden, 7 Verkehrsmittel, 8 Teil der Wehrmacht, 9 Steuerart, 10 Bergwerk, 11 altgriechischer Philosoph, 12 bekannter französischer Romanschriftsteller, 13 Charaktereigenschaft, 14 Schutzvorrichtung bei Tieren.

Die Anfangs- und Endbuchstaben der gefundenen Wörter ergeben im Zusammenhang einen bekannten Sinnspruch (ch gilt als nur 1 Buchstabe).

1. _____
2. _____
3. _____
4. _____
5. _____
6. _____
7. _____
8. _____
9. _____
10. _____
11. _____
12. _____
13. _____
14. _____

Wer hat richtig erraten?

Kreuzworträtsel: Waagerecht: 1 Bar, 4 Barbe, 8 Orel, 10 Neun, 11 Einer, 13 Ida, 14 Tasse, 16 Stute, 18 Miete, 20 Oel, 21 Eiger, 23 Rebe, 24 Nuß, 25 Brest, 26 Tee. — Senkrecht: 1 Boehm, 2 Arie, 3 Ren, 5 Reise, 6 Bude, 7 Ena, 9 Lette, 12 Raute, 15 Stein, 16 Silbe, 17 Hirse, 18 Meer, 19 Lese, 20 Ord, 22 Gut.

Zum auszählen: Unaufhaltsam enteilet die Zeit. Es wird mit 4 ausgezählt.

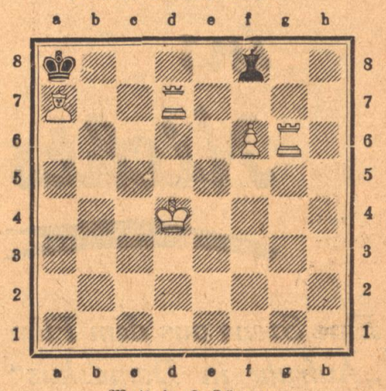
Umstellrätsel: a Tonne, Torte, Emir, Made, Mais, Labe, Robe. — b Noten, Otter, Reim, Dame, Slam, Elba, Ebro. — Nordsee.

Schach

Leitung: Badischer Schachverband, Theo Weißinger, Durlach.

Folge 11 — 12. März

Aufgabe Nr. 11 von S. Lloyd
Newark Sunday Call, 1877

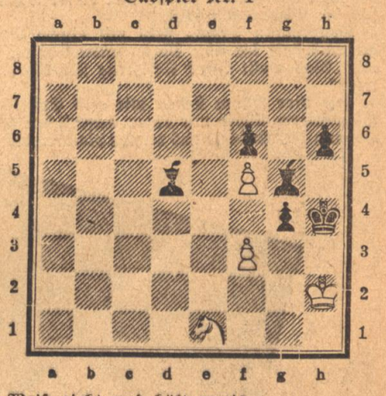


Matt in 3 Zügen.

2 Urdrucke von W. Vollmer, Pforzheim

Wir erhalten von dem starken Spieler des Pforzheimer Schachklubs folgende 2 Endspiele zur Veröffentlichung, die beide auf einer Pattwendung endigen. Während das 1. leicht in einer Partie vorkommen kann, ist das 2. eine Stellung, bei der Weiß durch 5 Schachgebote alle seine Figuren fesselt und sich so pattsetzt.

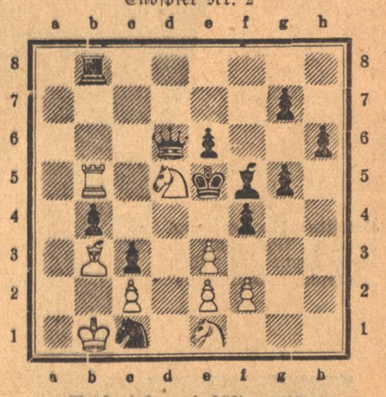
Endspiel Nr. 1



Weiß zieht und hält remis.

Lösung: 1. Se1—g2+ Kh4—h5. 2. f3:g4+ Kh5:g4. 3. Sg2—e3+ Lg5:e3. Nun ist Weiß patt. Schlägt aber Schwarz nicht den Se3, so folgt Se3:d5, und Schwarz kann nicht verhindern, daß der Springer im nächsten Zug den Bauer f6 schlägt. Nun ist aber das Endspiel remis, da Schwarz mit dem h-Bauer nicht gewinnen kann, weil der übrig bleibende Läufer nicht das Einzugsfeld beherrscht.

Endspiel Nr. 2



Weiß zieht und hält remis.

Lösung: 1. Se1—f3+ Ke5—e4 2. Sd5:c3+ b4:c3 3. Tb5—e5+ Td6:e5 4. Sf3—d2+ c3:d2 5. f2—f3+ Ke4:f3. Weiß ist patt! Sehr fein!

Eliskases — Bogoljubow

Die 17. Partie, die am 6. und 9. Februar in Mannheim gespielt wurde, brachte für Eliskases Entscheidung und Sieg. Bogoljubow verteidigte sich mit Schwarz sehr gut, bekam die bessere Stellung, aber in seinem Optimismus spielte er nicht mehr genau und mußte noch eine Niederlage hinnehmen.

Weiß: Eliskases		Schwarz: Bogoljubow	
1. d2—d4	Sg8—f6	27. e5—e6!	Sd7—f8
2. c2—c4	c7—c6	28. h4—h5	Lh6:d2
3. Sg1—f3	d7—d5	29. Td1:d2	Lg6—c4
4. e2—e3	e7—e6	30. h5—h6!	Sf8:e6
5. Lf1—d3	Sb8—d7	31. Lg4:e6+	Te8:e6
6. 0—0	Sf6—e4!	32. h6:g7	Te6—g6
7. Sb1—d2	f7—f5	33. Tc1—f1	h7—h6?
8. Sf3—e5	Sd7:e5	34. Dc3—h3!	Kg8—h7
9. d4—e5	Lf8—e7	35. Tf1—f8!	Tg6:g7
10. Dd1—c2	0—0	36. Ld4:g7	Kh7:g7
11. b2—b3	Lc8—d7	37. Dh3-g3+!	Le4-g6
12. Tf1—d1	a7—a5!	38. Tf8—a8	Da7:a8
13. a2—a3	Se4—c5	39. Dg3—e5+	Kg7-g8
14. Db3—e2	Ld7—e8	40. Td2—b2!	Da8—a7
15. Lc1—b2	f5—f4	41. Tb2—b8+	Kg8-f7
16. Lb2—d4!	Le8—g6	42. De5—f4+	Kf7—e6
17. Dc2—c3	Sc5—d7	43. Df4—d6+	Ke6—f5
18. c4—c5	f4:e3	44. g2—g4+!	Kf5—g5
19. f2:e3!	b7—b6!	45. Tb8—g8	Da7—f7
20. b3—b4	b6:c5	46. Tg8—f8!	Df7—g7
21. b4:c5	Td8—c7?	47. Dd6—f4+	Kg5-h4
22. e3—e4!	Dc7—a7?	48. Tf8—f6	a5—a4
23. Ta1—c1	Le7—g5	49. Kg1—h2	b5—b4
24. Le2—g4!	Tf8—e8	50. Df4—f2+	Kh4-g5
25. e4:d5	e6:d5	51. Tf6—f5+	Kg5:g4
26. h2—h4!!	Lg5—h6	52. Df2—f4	matt.

BRIEFMARKEN-ECKE

Mythologie auf Briefmarken

Die Mythen- und Sagenkunde von den Gottheiten der Völker ist aufschlußreich für die Bestimmung des Alters einer Kultur. Aber auch die Briefmarken geben uns Aufschlüsse und zugleich Anregungen für ein gelegentliches Studium nach dieser Richtung hin, das nicht nur für die Jugend lehrreich, sondern für jeden Menschen fesselnd und interessant ist, der sich mit dem Märchen- und Sagengut der Völker beschäftigt. Hier finden wir die Wiege der Kultur, hier rauschen die Quellen der Geschichte in ewig fließendem Strom der Zeit, die nie enden will und wird. Aus dem bunten Reigen solcher Darstellungen auf Briefmarken, greifen wir heute nur einige wenige Beispiele heraus und bitten unsere Freunde, auf den vorgezeichneten Spuren weiter zu wandeln und zu forschen.

Der Turul oder Falke ist der heilige Vogel der Magyaren, er ist auf den Fillerwerten der Ausgaben 1900—1916 von Ungarn abgebildet. Nach der Sage soll sich bei der Königswahl ein Turul auf die Schulter Arpads niedergelassen haben und ihn als den geeignetesten Mann für den Königsthron bezeichnet haben. Arpad war der erste Herzog der Magyaren um 900, er ist also der Ahnherr der Arpaden, jener ungarischen Könige 997 bis 1301. Nach einer anderen Sage hatte Emese, die Gattin Oegyeks einen Traum: ein Falke näherte sich ihr und bohrte seinen Schnabel in ihren Leib; aus der Wunde floß silberklares Wasser in die Ferne. Ihr Wahrsager und Traumdeuter — diese Leute spielten um jene Zeit an den Höfen der Fürsten eine große Rolle, und ihr politischer Einfluß war nie gering, ja er war sogar gefährlich, wenn sie von irgendeiner fürstlichen Gegenseite gekauft waren — deutete den Traum so aus: Du wirst einen Sohn gebären, der wird unser Volk nach dem Westen führen in das Land Attilas . . .

Auf den Marken von Kotschin sind um das Bild... des Rajah herum die Sänfte, Muschel, Schirm und Lampe angebracht, Ihre Bedeutung ist so zu erklären: Die Sänfte stellt den Fortschritt dar, die Muschel den Reichtum, der Schirm den Schutz und die Lampe endlich bedeutet den Unterricht. Diese vier Gegenstände sind nach uralter Tradition geheiligte Stücke der Einrichtung südindischer Hindutempel und gelten im Hinduglauben als die angegebenen Sinnbilder.

Ein Studium für sich bildet das gewaltige Reich China, dessen Kultur und Geschichte 2200 Jahre vor Chr. deutlich erkennbar ist. Die Religionsformen, die Taoismus und Buddhismus, sowohl die Moallehre des Konfuzius, bilden eine ungeahnte Möglichkeit für die Mythologischen Darstellungen auf den verschiedenen Briefmarken, wie diejenigen aus den Jahren 1878—1918 das geeigneteste Studienmaterial bilden. Die Marken tragen das Bildnis eines Drachens (Wappenkunde), auf der Ausgabe 1897/98 finden wir den Karpfen und die Wildgans, etwas später aus 1909 die Darstellung des Himmelstempels, 1913 Tor der verbotenen Stadt in Peking usw.

Auf dem Wasserzeichen von China finden wir die wundervolle Darstellung von Yin und Yang, zwei sich paarende Fische, das gleiche Motiv kehrte auch auf den Marken von Korea, Ausgabe 1884—1904, wieder. Nach dem Mythos der verschiedenen innerasiatischen Völker bedeuten Yin und Yang das Ur-Chaos, aus dem allmählich Himmel und Erde sich bildeten. Aus dem Chaos geht Tai Tschi hervor, der große Odem, die lebendige, ewig weiterwirkende Kraft — das Leben. Im Chaos ist ein Keim vorhanden; der Odem läßt ihn schwellen, und es teilen sich das männliche und das weibliche Prinzip — Yin und Yang. Sinnbild des Lebens, der ewigen Geschlechterfolge, durch die wir weiter leben.

Auf den Marken von Oesterreich aus dem Jahre 1926 finden wir die Darstellung der Nibelungensage, die in einer abgewandelten Form auf den Marken der sogenannten Wagner-Serie aus dem Jahre 1933 in Deutschland wiederkehrt. Auf den deutschen Marken werden die Gestalten der großen Wagner-Opern gezeigt, die das großartige Kulturgut der Deutschen verkörpern. Wir zählen auf: Tannhäuser, Fliegende Holländer, Rheingold, Meistersinger, Walküre, Siegfried, Tristan und Isolde und den Parsifal. Es ist eine der schönsten und gesuchtesten deutschen Briefmarken-Serie, und die erste WHW.-Serie, die im neuen Deutschland, dem Dritten Reich, herauskam. Sie trägt außerdem zum erstenmal das Hakenkreuzwasserzeichen.

Auf den Marken von Griechenland finden wir Darstellungen von dem Theseustempel und der Akropolis, der Burg der Götter. Die Akropolis war jene hochgelegene Befestigung der alten griechschen Städte. Auf der Akropolis von Athen standen die berühmten Baudenkmäler des klassischen Griechenland: das Parthenon, die Propyläen, das Dionysostheater, deren Reste heute noch zu uns eine stolze Sprache sprechen. Hier reden wirklich die Steine, der Abglanz einer großen Zeit berührt uns, die Kultur eines rassisch hochstehenden, tapferen und stolzen Volkes hat sich hier ein unvergängliches Denkmal gesetzt. Der Theseustempel war jenem sagenhaften alten athenischen König gewidmet, der mit Hilfe der Ariadne den Minotauros, das fürchterliche Ungeheuer der griechischen Sage, der Mdensch mit Stierkopf, tötete.

Auf einer persischen Marke (Iran) vom Jahre 1933 finden wir die Ruinen von Persepolis, der alten Hauptstadt des Darius und des Xerxes, des altpersischen Reiches. Die Stadt wurde 330 vor Chr. zerstört, ihre Ruinen liegen etwa 50 Kilometer nordöstlich von Schiras.

Groß ist die Zahl der mythologischen Darstellungen auf den Postwertzeichen der alten und neuen Welt, mit ihren oft seltsamen Motiven. Ihr sorgfältiges Studium ergibt einen Kursus der Götter- und Heldensagen aller Völker. Versunkene Welten stehen auf, Vergangenes wird wieder lebendig und grüßt den forschenden Briefmarkensammler, wenn er seine Marken mit Liebe zu betrachten versteht.

G. Kabelitz.

BLB BADISCHE LANDESBIBLIOTHEK
Baden-Württemberg

Telefon-gespräch ins Nichts

Eine Szene aus dem Film „Aufruhr in Damaskus"

In die Offiziersunterkunft der kleinen Karawanserei in der syrischen Wüste, die die deutsche Kompanie zu einer Art Fort ausgebaut hat (wir befinden uns im Juli 1918 an der arabischen Front) tritt ein Feldwebel und drei Mann.

„Melde gehorsamst, Herr Hauptmann, die Mannschaft bittet um größere Rationen", sagt der Feldwebel mit eiserner Miene, aus der man ersieht, wie schwer ihm dieser Schritt für die Kameraden fällt.

Hauptmann Schulz steht mit einem Ruck auf und sieht die vier Mann undurchdringlich an: „Was wollt Ihr? Offizielle Deputation, wie?"

Die vier Mann stehen wie aus Erz. Der Hauptmann stopft mit einer ärgerlichen Bewegung das Ende seines rechten Rockärmels — seine rechte Hand fehlt — in die Tasche zurück, aus der es sich gelöst hatte, tritt zum Schreibtisch, nimmt den Hörer vom Telephon, legt ihn auf den Tisch, kurbelt und legt den Hörer ans Ohr. Offenbar hört er nichts; denn jetzt klemmt er den Hörer mit der rechten Schulter gegen das Ohr, kurbelt erregt mehrmals und fragt ungehalten: „Zum Donnerwetter, warum melden Sie sich denn nicht eher! Verbinden Sie mich mit Hauptmann Lamberty!"

Die vier Mann horchen gespannt; mit Verwunderung beobachtet Leutnant Keller, der hinzugekommen ist, seinen Hauptmann.

„Ja, hier Schulz", sagt der Hauptmann. „Lieber Lamberty, ich brauche mal wieder einiges von Ihnen. Ja, vor allem Munition und Proviant. Wir sitzen hier wirklich auf dem Trockenen. Bei uns ist das anders als bei Ihnen in Damaskus. — Also Leutnant Keller kommt zu Ihnen . . . der holt den ganzen Kram ab . . . Danke, Lamberty, danke, Wiedersehen!"

Er wirft den Hörer auf die Gabel und wendet sich den Leuten zu.

„Lemcke, sonst noch was?" fragt er den Feldwebel?

„Nein, Herr Hauptmann. Danke, Herr Hauptmann", erwidert der Feldwebel und geht mit den dreien ab.

Der Leutnant sieht den Hauptmann fragend an. Telephongespräch mit Damaskus? Zu Hauptmann Lamberty? Irgendwo in der Wüste steht ein Notmast, an dem die Leitung zerschnitten herabhängt.

„Ich denke, die Verbindung nach Damaskus ist seit gestern . . . .

Der Hauptmann unterbricht ihn kopfschüttelnd.

„Wir wissen es, Leutnant Keller", sagt er leise, „wir. Aber besser, die Mannschaft weiß nichts davon!"

„Also reiten Sie gleich los!" sagt der Hauptmann. „Nehmen Sie Unteroffizier Kroll und drei Mann mit!"

„Zu Befehl!" antwortete der Leutnant ruhig. „Wir werden schon durchkommen!" — — —

Dieses Telephongespräch ins Nichts ist eine der packenden Szenen aus dem Terra-Film „Aufruhr in Damaskus", den Gustav Ucicky inszeniert; Hans Nielsen spielt den Hauptmann und Joachim Gottschalk den Leutnant. Der Film zeigt uns den Heldenkampf dieser kleinen deutschen Truppe gegen die Uebermacht der Engländer und gegen die Schrecken des Klimas und läßt uns die Geschichte einer großen Liebe miterleben, die inmitten der Wirrnisse dieses Krieges zwischen dem Leutnant und einer jungen Deutschen (die Brigitte Horney darstellt) entbrennt. O.

Brigitte Horney und Joachim Gottschalk in einer Szene des Films „Aufruhr in Damaskus"

Gefecht in der Wüste — Aus dem neuen Film „Aufruhr in Damaskus" (Terra, 3)

Lachen am Wochenende

Immer nur die Briefmarken!
„— aber wenn ich mal eine 6-Pfennig-Marke brauche, hast du natürlich keine!!"
B. Daneke

Das Alibi
Zeichnung von E. Hedtstück (Scherl-M.)

Kino-„Erinnerung"
„Ich denke eben daran, Frau Müller, ist die Ehe von Trudchen Pape nun glücklich geworden?"

Als es bei der Schneiderin brannte . . .
Ihr bestes Stück „sprang" vorne weg.
Herbert Rolf

Verantwortlich für Text und Bild: Dr. Günther Röhrdanz und Fred Feez, Karlsruhe